Knöpfler
(Möhler)

# Johann Adam Möhler.

Ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag

von

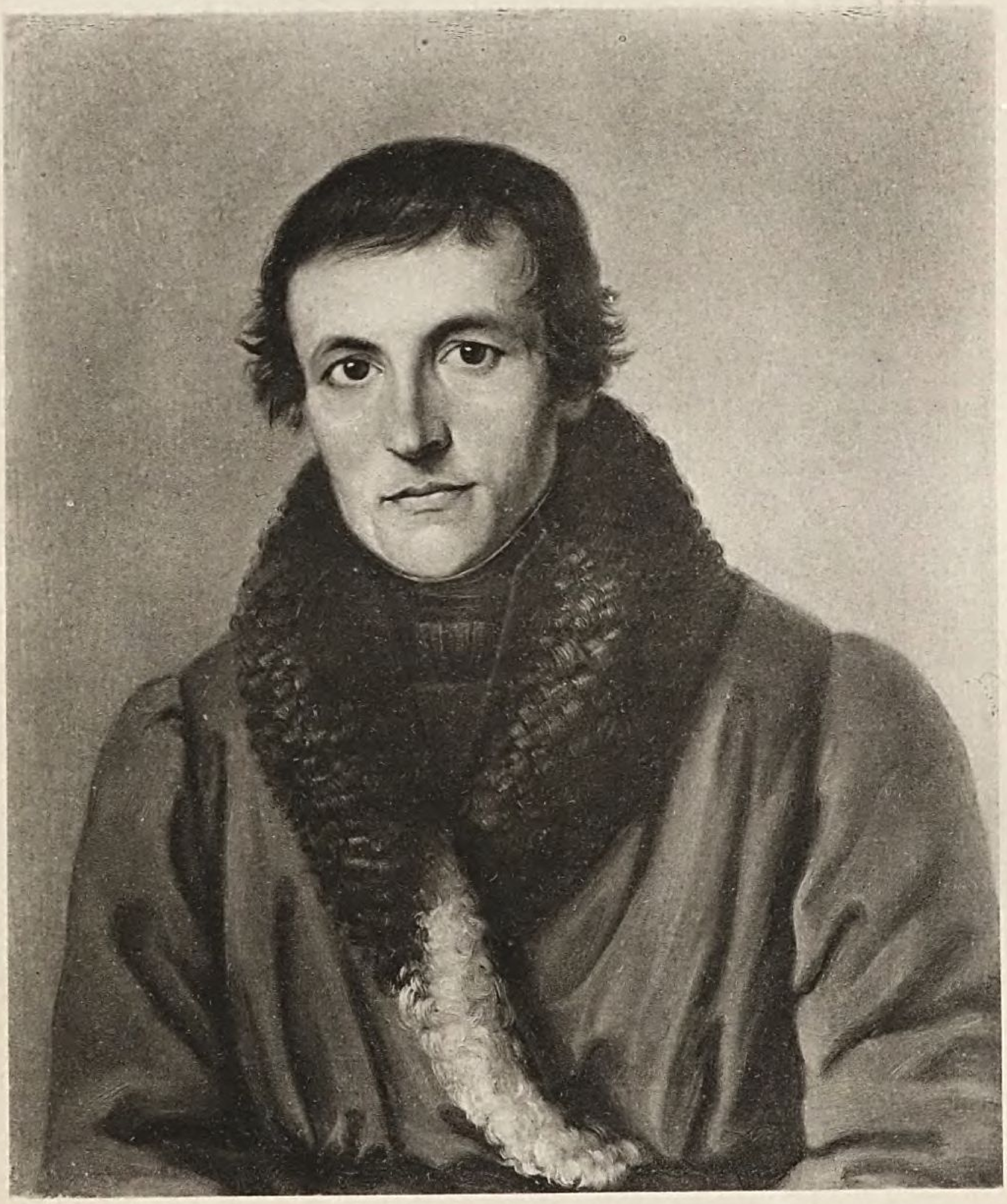
**Alois Knöpfler,**

Doktor der Theologie und der Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität München.

„Die aber weise waren, werden strahlen wie der Glanz der Himmelsveste, und die, welche zur Gerechtigkeit Viele unterrichten, wie Sterne in ewige Zeiten."
Daniel XII. 3.

Mit einem Bilde Möhlers.

München 1896.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung
(E. Stahl jun.).



Dr. Johann Adam Möhler.

# Johann Adam Möhler.

Ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag

von

**Alois Knöpfler,**

Doktor der Theologie und der Philosophie, o. ö. Professor der Kirchengeschichte
an der Universität München.

„Die aber weise waren, werden strahlen
wie der Glanz der Himmelsveste, und die,
welche zur Gerechtigkeit Viele unterrichten,
wie Sterne in ewige Zeiten."
Daniel XII. 3.

**Mit einem Bilde Möhlers.**

München 1896.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung
(E. Stahl jun.).

# Vorwort.

„Mit welchem Recht man auch sonst an der Sitte unserer Jubiläen Uebermaß und Willkür rügen mag: die Säcularfeier der Geburt bedeutender Männer darf der Historiker dreist als sinnvoll in Schutz nehmen" [1]). Diese Worte, zur Centenarfeier zweier hervorragender deutscher Historiker gesprochen, dürften einen passenden Platz auch an der Spitze der nachfolgenden Monographie finden. Als Möhlers zweiter Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Kirchengeschichte an hiesiger Universität hielt ich mich für berechtigt, oder richtiger gesagt, für verpflichtet, anläßlich des hundertsten Geburtstages des großen Theologen ein Gedenkblatt der Liebe und Verehrung auf sein Grab niederzulegen. Zwar hat Möhlers Leben und Wirken bereits mehrfache Darstellungen gefunden, wie aus dem beigefügten Literaturverzeichniß zu ersehen ist, allein dieselben dürften eine neue Bearbeitung nicht überflüssig erscheinen lassen, zumal dadurch unserer rasch lebenden Zeit das Andenken eines der hervorragendsten deutschen Theologen unseres Jahrhunderts in Erinnerung gebracht werden soll. Wer

[1]) Dove A., Ranke und Sybel. Festrede. München 1895. S. 4.

sich einigermaßen in das Fühlen und Denken des geist- und gemüthvollen Gelehrten versenkt hat, wird sich dem Wunsche nicht verschließen können: Möhlers Geist möge immer weitere Verbreitung finden. Unsere Zeit vor Allem benöthigt dringend solch gottbegnadeter Männer, die, erfüllt und erleuchtet vom Geiste Jesu Christi, in selbstlosester Hingabe an dessen heilige Stiftung mit wahrhaft priesterlichem Geiste zu wirken verstehen.

Begeisterte Verehrung und Dankbarkeit hat bereits an der Geburtsstätte, wie über dem Grabe des gefeierten Lehrers Denkmale aus Stein errichtet; könnte dessen hundertster Geburtstag nicht Anregung werden, an der Stätte seines letzten Wirkens ein noch schöneres, vielleicht auch dauerhafteres, gewiß aber dem Geiste Möhlers mehr entsprechendes Denkmal zu errichten: ein Stipendium zur Heranbildung tüchtiger katholischer Theologen? Hiezu soll der Reinertrag dieser Schrift den ersten Baustein liefern, welchem die Verehrer des um die Kirche Christi so hochverdienten Mannes ihre Dankesgaben beilegen mögen. Etwaige Beiträge könnten an den Verfasser dieser Schrift oder an Hochw. Herrn P. Odilo Rottmanner in St. Bonifaz, München, eingesandt werden.

München, am Tage des hl. Josef, 1896.

**Der Verfasser.**

# Literatur über Möhler.

Necrolog Johann Adam Möhlers in Münchner Politische Zeitung 1838 Nr. 99—101 vom 26., 27. u. 28. April.

Lebensskizze Möhlers (von Reithmayr) als Einleitung zur 5. Auflage der Symbolik 1838; mit theilweise wörtlicher Benützung obigen Necrologs, falls der Verfasser nicht eine und dieselbe Person ist.

Necrolog Johann Adam Möhlers (von Prof. Kuhn) in Tübinger theologischen Quartalschrift 1838. S. 576—594.

Von Reithmayr ist auch der Artikel „Möhler" im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, VII. Band (Freiburg 1851) S. 189—197; inhaltlich mit obiger Lebensskizze sich deckend. 2. Auflage VIII. Band (Freiburg 1893) Spalte 1677—1689.

Kling schrieb den Artikel „Möhler" in die Real-Encyklopädie für prot. Theologie von Herzog. Stuttgart 1858 Bd. IX. S. 662—672. In der 2. Auflage ist der Artikel von Wagenmann verfaßt. X. Bd. Leipz. 1882. S. 123—128.

Beda Weber. Charakterbilder. Frankf. a. M. 1853. Möhler in Meran (1836). S. 3—18.

Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild von Prof. Balthasar Wörner. Mit Briefen und kleinen Schriften Möhlers herausgegeben von Pius Bonifacius Gams. Regensburg 1866. Stark compilatorisch, unselbständig und mit Ausnahme der Briefe auch vielfach unzuverlässig.

Kihn, Heinrich. Professor Dr. Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild als Beitrag zur Geschichte der Theologie der Neuzeit. Festrede. Würzburg 1885. Auf Wörner-Gams fußend. Wiederabgedruckt in Ergänzungen zu Möhlers Symbolik von Dr. J. M. Raich. Mainz 1889.

Friedrich, J. Johann Adam Möhler, der Symboliker. Ein Beitrag zu seinem Leben und seiner Lehre aus seinen eigenen und anderen ungedruckten Papieren. München 1894.

# Inhalt.

# Alphabet. Personen- und Sachregister.

I.

# Jugend- und Studienzeit.

Wenn man von der thurmreichen, lieblich im Taubergrund gelegenen, von Weinhalden und Waldeshöhen umkränzten württembergischen Oberamtsstadt Mergentheim das fruchtbare Tauberthal aufwärts wandert, erreicht man in weniger als einer Stunde (4 km) den freundlichen Pfarrort Igersheim. Die Bewohner des Thales gehören zu dem heute die nördlichen Theile von Baden, Württemberg und Bayern bewohnenden fränkischen, beziehungsweise ostfränkischen Volksstamm. Der Charakter der Franken wird als gut, friedliebend und streng conservativ geschildert. Sie gelten im Allgemeinen für lebhaft, gewandt und fleißig, gegen Fremde höflich, aufmerksam und gefällig, aber nicht immer offen. An Gemüthstiefe den Schwaben nachstehend, sind sie doch weichherzig, mitleidig und wohlthätig, christlich-religiös gesinnt, für Excentrisches und Sektenwesen aber nicht empfänglich. Das Pfarrdorf Igersheim, heute Bahnstation, liegt sonnig und malerisch am rechten Ufer der Tauber, da wo sich der Harthauser Bach in letztere ergießt. Nach Südosten von Höhen umsäumt, öffnet sich nach Nordwesten das liebliche Tauberthal, während sich nach Südwesten, am linken Tauberufer, auf dem schroff in's Thal vorspringenden Kitzberg die mächtige Burgruine Neuhaus erhebt. Eine alte Deutschordens~~feste, ehemals~~ Gefängniß und Richt-

stätte und bis 1789 Sitz eines Amtmannes des Deutschherrenordens, wurde sie von 1790 an allmählich abgetragen.

In diesem freundlich gelegenen Pfarrdorf wohnte Ende des vorigen Jahrhunderts die Familie Möhler, schlichte, nicht unvermögliche Bürgersleute. Ihr erstes Kind war ein Mädchen; am 6. Mai 1796 wurde ihnen ein Knabe geschenkt, welcher als Erstgeborner der Sitte gemäß[1]) in der Taufe den Namen Johann Adam erhielt. Das Leben in einem ländlichen Bauernhause bietet gewöhnlich nicht viel Abwechslung; im Möhlerischen Hause dagegen gestaltete es sich etwas verkehrsreicher, da die Eltern eine Bäckerei mit Wirthschaft betrieben — später wurde der Vater zum Schultheiß des Ortes ernannt, — und der Ort an der Hauptstraße liegt, die Mergentheim mit Würzburg verbindet. Wie damals meistens auf dem Lande, herrschte auch im Möhlerischen Hause gesunder christlich-religiöser Sinn, der sich frühzeitig in die Seele des Kindes senkte. Auch die umgebende Natur in ihrer reichen Gestaltung und üppigen Mannigfaltigkeit bot einer empfänglichen Kindesseele reichen Stoff zu vielgestaltiger Beschäftigung und Anregung. So konnte sich die Kindheit und Jugend des heranwachsenden Knaben lieblich und freundlich gestalten, wenn nicht die durch die französische Gottesgeißel immer wieder auf's Neue aufgejagten Kriegsfurien selbst bis in die heimathlichen Gaue des stillen Tauberthales gedrungen wären. Manch ernstes und düsteres Bild zog an dem kindlichen Geiste vorüber und hat gewiß unverwischbare Spuren in demselben zurückgelassen.

---

[1]) Im Fränkischen war und ist es üblich, daß der älteste Sohn Johann, die älteste Tochter Margaretha oder Barbara getauft wird; bei Männern ist der Beiname Adam (Odel) sehr häufig, namentlich zu Johann und Georg.

Da die Ehe noch mit mehreren Kindern gesegnet war [1]), gab es für den ältesten Knaben, zumal nach dem Tode der Mutter (gest. 1808), bald genug kleinere Dienste im Hause und beim väterlichen Gewerbe. Es ist daher leicht begreiflich, daß der vielbeschäftigte Vater dem Wunsche seines ältesten Sohnes, sich den Studien widmen zu dürfen, anfangs ganz entschiedenen Widerstand entgegenstellte. Sein Wunsch mußte dahin gehen, einen tüchtigen Gehilfen und späteren Nachfolger in seinem Geschäfte zu bekommen, und in dieser Absicht scheint er den jungen Johann lange genug hingehalten zu haben. Erst im Herbste 1809, also in seinem 14. Lebensjahre, erhielt dieser die Erlaubniß, im nahen Mergentheim die Studien zu beginnen. Gerade das Jahr 1809 aber wurde für die Hoffnungen des angehenden Studenten ein nicht gar glückliches. Durch Machtspruch des gewaltthätigen Corsen (Regensburg 24. April 1809) wurde der Deutschherrenorden in den Rheinbundstaaten unterdrückt, und König Friedrich von Württemberg beeilte sich, schon am 20. April jenes Jahres vom Ordensgebiet Mergentheim kurzweg Besitz ergreifen zu lassen. In Erwartung „eines ruhigen und folgsamer Betragens" der bisherigen Ordensunterthanen wurde diesen „freundliche, schonende und gerechte Behandlung" in Aussicht gestellt. Allein diese wollten den Gewaltakt an ihrer bisherigen in Treue geliebten Obrigkeit nicht so leichten Kaufes hinnehmen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, über die Herrschaft des Ordens gerade in der letzten Zeit seines Bestandes das Urtheil eines ehemaligen Unterthanen desselben kennen

[1]) Möhler hatte eine ältere Schwester und fünf jüngere Brüder. Der jüngste, Anton, starb 1885 als pensionirter Pfarrer, 80 Jahre alt.

zu lernen. Derselbe (Dr. Bauer † 1836) schreibt[1]: „Milde zeichnete die deutschordische Regierung, wenigstens in den letzten Zeiten, besonders aus. Der hohe Orden hatte viele, zum Theil reiche Besitzungen, hatte meist nur für eigene, wenig für fremde Bedürfnisse zu sorgen, genoß seine Einkünfte und ließ sie genießen, lebte und ließ seine Beamten und Unterthanen leben. So war es denn auch jeder Klasse der Bürger gegeben, auf eine leichte Weise begütert und wohlhabend zu werden." Sollte es da noch verwundern, wenn die Unterthanen ihre bisherige Regierung nicht sang- und klanglos begraben lassen wollten. Wahrhaftig, die Franken hätten ihrem Stammescharakter wenig Ehre gemacht, hätte sich für die vergewaltigte Herrschaft nicht Eine Hand gerührt. Wirklich zeigte sich unter den Bauern des Ordensgebietes sofort eine gewaltige Bewegung und gegen Ende Juni 1809 zogen sie in Schaaren, freilich schlecht bewaffnet und nicht organisirt, nach Mergentheim, um das alte Regiment wieder herzustellen. Mußte dieser Versuch einer wohlorganisirten Uebermacht gegenüber auch erfolglos bleiben, so sollte doch der dadurch bewiesenen Treue die Anerkennung nicht versagt werden. Die Männer, die ihre Herrscher wechseln wie das Kleid, die stets und überall in willenloser Devotion ersterben, die

„Auf dem Bauche liegen, wie befohlen,
Statt mit freigehobener Stirne
Fest zu stehen auf eigenen Sohlen —,"

diese Männer sind nach Ausweis der Geschichte nicht die verläßlichsten Stützen, wenn es gilt, auf Mannestreue und Heldenmuth zu rechnen. Der Mergentheimer Aufstand wurde durch die Württembergischen Truppen rasch und

[1]) Beschreibung des Oberamts Mergentheim, herausgegeb. a. k. statist.-topograph. Bureau. Stuttg. 1880.

leicht unterdrückt und hatte Plünderung und Brandschatzung von Stadt und Land Mergentheim zur Folge.

Für den jungen, wissensdurstigen Möhler hatte das alles die schlimme Folge, daß mit der Zerstörung der Ordensherrschaft auch die daselbst blühenden Studienanstalten der Vernichtung anheimfielen. Das 1606 zur Heranbildung von Weltgeistlichen für das Ordensgebiet in Mergentheim errichtete Priesterseminar war schon 1804 aufgehoben worden; die herrliche Bibliothek von 40,000 Bänden wanderte 1809 nach Stuttgart. Im Jahre 1700 hatte der Orden ein Gymnasium oder Lyceum errichtet, das nach dem Studienplan von 1799 sieben Klassen zählte und von den Dominikanern geleitet wurde. Im Jahre 1809 waren an diesem Gymnasium nur mehr drei Lehrkräfte thätig; ein Lehrer für den niederen und zwei für den oberen Kurs; zudem wanderte auch die ansehnliche Bibliothek im gleichen Jahre nach Stuttgart. So war es mit den geistigen Bildungsanstalten in Mergentheim beschaffen, als Möhler mit väterlicher Erlaubniß seine Studien daselbst beginnen durfte. Der wissensdurstige Knabe wanderte nun Tag für Tag vom Elternhaus, wo er nebenbei noch Dienste leisten sollte, dem lieblichen Tauberfluß entlang nach dem nahen Mergentheim. Wer weiß, wie empfänglich das kindliche Gemüth für alle ernsteren Vorgänge in seiner Nähe ist, und wie zart andererseits der Verkehr zwischen ihm und der Natur sich gestaltet, der wird verstehen, daß jene Wanderungen in einer herrlichen Natur, daß die Ereignisse der letzten Zeit: der Bauernaufstand und seine blutige Niederwerfung, die gewaltsame Verwüstung eines blühenden und verdienten Ordens, an dessen ruhmreiche Vergangenheit noch zahlreiche Documente erinnerten, daß all' das an dem jungen Möhler

nicht spurlos vorübergehen konnte. Freilich können wir solche Eindrücke nicht wie an einem Phonographen mechanisch controliren, vermögen auch, bei dem geheimnißvollen psychischen Prozeß nicht mathematisch nachzurechnen, was im künftigen Leben eines Menschen als eigentliches Resultat derselben anzusehen ist. Daß es diesem eine bestimmte, so oder anders beschaffene Klangfarbe geben muß, könnte nur Der in Abrede stellen, der nie im eigenen Leben prüfende Rückschau gehalten.

Ueber Einrichtung und Betrieb der Studien in Mergentheim erfahren wir nichts Näheres; daß es in manchem Punkt dürftig genug bestellt gewesen sein muß, dürfen wir wohl aus dem Vorangehenden schließen. Hieraus erklären sich auch hinlänglich die ungenügenden Fortschritte Möhlers in einzelnen Fächern. Nach vierjährigem Arbeiten war die Mergentheimer Wissensquelle bereits erschöpft. Welcher Vortheil für Möhler, wenn die alten, blühenden Lehranstalten mit ihren reichen Wissensschätzen daselbst noch vorhanden gewesen wären! So handelte es sich nun darum, eine entferntere größere Lehranstalt aufzusuchen, was bei den häuslichen Verhältnissen sicher neue ernste Erwägungen veranlassen mußte. Da sich Möhler für den geistlichen Stand entschieden hatte, werden sich die väterlichen Bedenken leichter gelegt haben. Im vorliegenden Falle konnte es sich nur um Uebersiedlung nach Ellwangen handeln, wo, neben dem durch die Jesuiten gegründeten Gymnasium und Lyceum, vor kurzem König Friedrich von Württemberg eine katholisch-theologische Akademie errichtet hatte.

Württemberg war seit den Tagen Herzog Ulrichs ein ausschließlich protestantisches Land gewesen. Durch Anschluß an den corsischen Eroberer hatte das Herzog-

thum nach und nach[1]) einen Zuwachs von ungefähr doppeltem Umfang erhalten, und zwar meistens Länder mit vorherrschend katholischer Bevölkerung. Es macht der Weisheit König Friedrichs alle Ehre, daß er sofort für die religiösen Bedürfnisse seiner neuen Unterthanen zu sorgen suchte. Neben einer eigenen Landeshierarchie sollte vor Allem auch eine eigene höhere katholische Lehranstalt in Ellwangen zur Heranbildung eines tüchtigen Seelsorgsclerus gegründet werden. Nach den nöthigen Vorbereitungen konnten die Vorlesungen an derselben bereits am 18. December 1812 eröffnet werden; die feierliche Inaugurirung erfolgte am 5. März 1813[2]). Obwohl nur eine katholisch-theologische Facultät umfassend, sollte die Anstalt doch die Einrichtung und Rechte einer Universität erhalten. Es wurden fünf Lehrstühle errichtet und zwar je einer für Einleitung und Exegese des Alten und Neuen Testaments nebst den biblischen Hilfswissenschaften, ein dritter für Kirchengeschichte mit Kirchenrecht, ein weiterer für Dogmatik mit Dogmengeschichte nebst Apologetik, endlich einer für Moral mit Pastoral, während theologische Encyclopädie und Methodologie zwischen den Vertretern der Dogmatik und Moral getheilt wurden. Neben den Professoren wirkten noch zwei Repetenten als Hilfslehrer. Der Unterricht in all diesen Disciplinen erstreckte sich auf

[1]) Die wichtigsten Neuerwerbungen Württembergs erfolgten: a. durch den Pariser Frieden 20. Mai 1802 und den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803; b. durch den Preßburgerfrieden vom 26. Dezember 1805; c. durch die rheinische Bundesakte vom 12. Juli 1806 und die Staatsverträge mit Bayern (13. Oktober 1806) und Baden (17. Oktober 1806); endlich d. durch das Decret Napoleons vom 24. April 1809. Das Nähere s. Das Königreich Württemberg I. Bd. Stuttgart 1882, S. 102.

[2]) S. Funk, Die kath. Landesuniversität in Ellwangen u. s. w. Tüb. 1889.

drei Jahreskurse, so daß sich der Lehrplan folgendermaßen gestaltete: Im ersten Jahre hatten die Candidaten zu hören: 1. Encyclopädie und Methodologie, wöchentlich drei Stunden (ein Semester); 2. Allgemeine Einleitung in's A. T., drei Stunden (ein Semester); 3. Biblische Chronologie und Geographie, zwei Stunden (ein Semester); 4. Hebräische Sprache mit Erklärung biblischer Stellen, drei Stunden (zwei Semester); 5. Griechische Sprache mit Erklärung biblischer Stellen, vier Stunden (zwei Semester); 6. Kirchengeschichte, vier Stunden (zwei Semester); 7. Theologische Literaturgeschichte, einstündig (zwei Semester). Hiezu kommen im zweiten Semester: Prolegomena zur Dogmatik, drei Stunden; biblische Archäologie, zweistündig, und allgemeine Einleitung in's N. T., dreistündig. Die beiden Repetenten hatten in beiden Semestern in je zwei Wochenstunden griechische und hebräische Sprache zu dociren. Dem zweiten Jahre wurden zugetheilt: 1. Dogmatik, achtstündig; 2. Hermeneutik und Exegese des A. T., im ersten Semester zwei, im zweiten drei Stunden; 3. Hermeneutik und Exegese des N. T., im ersten Semester vier, im zweiten zwei Stunden. Außerdem wurden im ersten Semester noch Patrologie und Synodik, dreistündig, im zweiten kirchliche Statistik mit besonderer Rücksicht auf Württemberg, dreistündig gelesen. Die beiden Repetenten hatten in beiden Semestern in je zwei Wochenstunden lateinische Klassiker zu lesen. Das dritte Jahr umfaßte: 1. Moraltheologie, in sieben Wochenstunden; 2. Kirchenrecht, in fünf Stunden; 3. alttestamentliche Exegese, in zwei, und 4. neutestamentliche Exegese in drei Stunden; endlich 5. Pastoraltheologie in drei Stunden.

Dieser Studienplan ist unstreitig hinlänglich umfassend, um den Priesteramtscandidaten die erforderliche wissen-

schaftliche Ausbildung geben zu können, falls die hiezu unerläßlichen Bedingungen nicht fehlen: brauchbare Lehrbücher und tüchtige Lehrer. Was die ersteren betrifft, wurden in Ellwangen die auch an anderen theologischen Lehranstalten benutzten und theilweise recht brauchbaren Lehrbücher zu Grunde gelegt. Es waren dieß die Werke von Jahn[1]), Klüpfel[2]), Schenkl[3]), Wiest[4]),

[1]) Jahn Joh. Einleitung in die göttl. Schriften des A. B. Wien 1792, 1802, 1803. 2 Theile in 4 Bd., dazu ein Compendium: Introductio in lib. sacros V. T. Viennae 1804. Derselbe, biblische Archäologie, Wien 1797—1804. 3 Th. in 5 Bd.; dazu Archaeologia biblica in compendium redacta. Viennae 1805. Jahn, geb. 1750, war zuerst Prämonstratenser, als welcher er bereits zum Lehrer der orientalischen Sprachen bestimmt wurde. Nach Aufhebung des Klosters wurde er Professor in Olmütz und 1789 an die Universität Wien berufen als Lehrer der orientalischen Sprachen und der a. t. Exegese. Bei letzterer zeigte er vielfach etwas freie Kritik, weßhalb seine obengenannten zwei Compendien 1822 auf den Index kamen. Er starb 1816. Vgl. Reusch, Der Index II, 1083.

[2]) Klüpfel Engelb. Institutiones Theologiae dogmaticae Vindob. 1789. 2 tom. 1802, 1807, 1821. Eines der besten damaligen Lehrbücher. Klüpfel war geb. 1733, trat 1750 in den Augustinerorden und zählt zu den gebildetsten und geistvollsten Theologen jener Zeit, ein scharfer und geistvoller Bekämpfer des Semlerischen Rationalismus. Er wirkte 38 Jahre (1767—1805) als Professor in Freiburg i. B.; gest. 1811.

[3]) Schenkl Maur. Ethica christiana 3 tom. Ingolstadt 1800—1801. Dazu ein Compendium ethicae christ. Ingolst. 1805, Ed. II. 1807. Institutiones theologiae pastoralis, Ingolst. 1802 und systema theol. past. Ingolst. 1815. Schenkl war geb. 1749, trat 1768 in den Benediktinerorden und docirte, nach tüchtiger wissenschaftlicher Vorbereitung, seit 1778 an verschiedenen Lehranstalten des Ordens und seit 1790 am Lyceum in Amberg mit großem Erfolg der Reihe nach Dogmatik, Moral, Pastoral, Kirchenrecht und zeitweilig auch Kirchengeschichte. Er starb 1816.

[4]) Wiest Steph., Institutiones patrologiae in usum acade-

Pehem [1]) und Dannenmayer [2]). Freilich sind diese Werke nach unseren heutigen Begriffen vielfach unzureichend, manche auch, so namentlich jene der Josephiner Pehem und Dannenmayer, geradezu widerkirchlich; allein in der Hand tüchtiger Lehrer konnten immerhin auch sie für einen methodischen Unterricht treffliche Dienste leisten. Damals wie heute ist das gesprochene Wort des Lehrers wirksamer, als das geschriebene, und ein tüchtiger Lehrer kann die größten Mängel eines Lehrbuches ausmerzen, nicht aber vermag umgekehrt ein noch so gutes Lehrbuch einen untauglichen Lehrer unschädlich zu machen.

Was nun gerade die ersten Lehrer an der neuen Ellwanger Universität anlangt, so scheint man bei Auswahl derselben nicht besonders ängstlich gewesen zu sein. Wohl aus Sparsamkeitsrücksichten wurden von fünf Lehrstühlen drei mit einfachen Landpfarrern (Bestlin, Gratz und Wachter), ohne irgendwelche wissenschaftliche oder sonstige hervorragendere Leistung besetzt. Nur der eine Drey, bisher

micum. Ingolst. 1795. Ein nach Inhalt und Anlage recht dürftiges Lehrbuch der Patrologie. Wiest war Cisterzienser. Gest. 1797, 49 Jahre alt.

[1]) Pehem Jos. Joh. Nep., Praelectiones in jus eccles. univers. 3 part. Vienn. 1789—1791. Pehem, Lehrer des Kirchenrechts an der Universität zu Wien, (gest. 1799, 58 Jahre alt), war Josephiner vom reinsten Wasser.

[2]) Dannenmayer Matth., geb. 1744, gest. 1805, wirkte von 1778 als Lehrer der Kirchengesch. an der Universität Freiburg i. B. und wurde 1786 durch Joseph II. nach Wien berufen. Hier verfaßte er auf kaiserlichen Befehl die Institutiones hist. eccles. Viennae 1788, 2 part., welche die Kirchengeschichte des protest. Schröckh von den katholischen Lehranstalten verdrängen sollte. Das Werk für spätere Behandlung der Kirchengesch. formell vielfach mustergiltig, ist inhaltlich ganz in febronianischem und josephinischem Geiste geschrieben. Vgl. Reusch, a. a. O. 1084.

Professor am Gymnasium in Rottweil, war ein wirklich hervorragender Geist, philosophisch und theologisch gründlich gebildet, ein anziehender Lehrer und tüchtiger Gelehrter. Sein bisheriger College Spegele dagegen, als Orientalist gleichfalls nach Ellwangen berufen, hatte wenig Anlagen für den akademischen Lehrberuf. Er trat auch bereits 1814 in die Pastoration über, und Repetent Herbst, ein Schüler Hugs in Freiburg, eine junge, tüchtige Kraft, trat an seine Stelle.

Dieß waren die Lehrkräfte und die Lehrmittel, durch welche und auf Grund deren Möhler an der Universität Ellwangen seine theologische Ausbildung erhalten sollte. Zur näheren Vorbereitung mußte er aber zunächst noch an dem dortigen Lyceum einen zweijährigen philologisch-philosophischen Kurs mitmachen, da die eigentlich philosophischen Disciplinen an der Universität nicht vertreten waren. Genanntes Lyceum war 1728 von den Jesuiten errichtet und mit dem Gymnasium verbunden worden. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1774 bestand es unter anderem Namen fort mit Lehrern, die dem Orden angehört hatten. Der zweijährige [1]) Cursus umfaßte neben lateinischer und griechischer Philologie Logik und Metaphysik; sodann Physik mit Mathematik (Algebra, Geometrie und Stereometrie) und Pädagogik. In allen diesen Fächern nahm Möhler unter sechs Candidaten mit Josef Lipp, dem spätern Bischof von Rottenburg, abwechselnd den ersten oder zweiten Platz ein, nur

---

[1]) Der Angabe in der Tüb. Q.-Schr. 1838, S. 577, folgend, nehmen Gams S. 4 und Kihn S. IV einen dreijährigen Lycealkurs an, und lassen Möhler und wohl auch seine Mitschüler den zweiten Kurs überspringen.

im Griechischen war er der Vierte [1]). Nach Absolvirung dieses Lycealkurses trat Möhler im Herbste 1815, 19 Jahre alt, an die Akademie über zum eigentlichen Studium der Theologie, das er nach oben mitgetheiltem Lehrplan zu durchlaufen hatte.

Ueber den Betrieb der Studien an der Akademie ist noch zu bemerken, daß die akademische Freiheit keineswegs eine ungebundene war; die Studirenden wurden vielmehr zu fortwährender reger Thätigkeit angehalten. Neben Repetitionen und Semestralexamina dienten hiezu zwei Arten von Disputationen: die disputatio sabbatina, die jeden Samstag zwischen den Studirenden gehalten und von einem Professor geleitet wurde und außerdem zu Anfang jedes Monats eine feierliche Disputation, wobei die ganze Universität zu erscheinen hatte. Opponenten waren hiebei die Professoren, Defendenten die Studirenden. Zu weiterer geistiger Anregung sollten jährlich Preisfragen gestellt und die beste Lösung mit einer goldenen Medaille belohnt werden. Wenn die Betheiligung hieran anfänglich eine recht flaue war, so dürfte hiezu neben manchen anderen Ursachen vor Allem auch der Mangel einer richtigen Bibliothek das Seinige beigetragen haben; eine solche ist ja die unerläßlichste Bedingung für Entfaltung eines regen Geisteslebens. Ueber den wissenschaftlichen Unterricht selbst urtheilt ein Mitschüler Möhlers später folgendermaßen [2]): „Tief wurden die theologischen Studien nicht getrieben. In der Dogmatik kam man nicht an alle Hauptlehren, in der Kirchengeschichte, die mehr Weltgeschichte war, kam man nie bis zur Reformation,

---

[1] Wörner-Gams S. 89.
[2] Wörner-Gams S. 48.

die Exegese war, wie die übrige Theologie, etwa Moral und Pastoral ausgenommen, ganz rationalistisch." Dieses Urtheil, sichtlich vom Geist einer späteren Zeit diktirt, stimmt in verschiedenen Punkten mit den Thatsachen nicht. Da der Berichterstatter auch anderwärts, wie wir sehen werden, die Farben unbestreitbar zu düster aufträgt, verdient er auch hier keinen unbedingten Glauben. Daß der Unterricht formell und inhaltlich damals entfernt nicht das leistete oder besser nicht leisten konnte, was man heute zu fordern gewöhnt ist, soll nicht bestritten werden. Es wäre aber durchaus ungerecht, die damalige Zeit auf Grund unserer heutigen Entwicklung messen zu wollen. Wie wir oben gesehen haben, waren in Ellwangen die verhältnißmäßig besten und tüchtigsten Lehrbücher in Gebrauch. Wenn die Lehrer anfänglich auch nicht durchweg entsprachen, so kamen einerseits bald tüchtigere Lehrkräfte nach, andererseits konnte es bei dem oben geschilderten Studienbetrieb für einen halbwegs talentirten und strebsamen Studenten an geistiger Anregung keineswegs fehlen. Gerade in der Dogmatik aber war neben dem besten Lehrbuch auch der tüchtigste Lehrer thätig, und Wörner zeugt gegen sich selbst, wenn er (S. 4) schreibt: „Es ist mir erinnerlich, wie Möhler die Professoren öfter in den Lektionen interpellirte, indem er z. B. den Professor der Dogmatik um Wiederholung oder nähere Formulirung dieses oder jenes Beweises bat". Wenn sich in den exegetischen Werken von Jahn, wie wir gesehen, auch eine etwas freiere Kritik fand, und wenn auch die katholische Theologie in etwas vom Geiste der Zeit beeinflußt wurde, so ist es doch entschieden zu weit gegangen, den theologischen Unterricht überhaupt für „ganz rationalistisch" zu erklären.

Wie hier, so ist Wörners Urtheil auch betreffs des sittlich-religiösen Lebens der Studirenden unstreitig irrig und irreführend. Nach den Statuten der Anstalt unterstanden die Studirenden einer genauen Beaufsichtigung sowohl seitens des Rektors als der Professoren. Zur Controlirung des Besuchs der Vorlesungen sollten nöthigenfalls sogar die Namen verlesen werden dürfen. Mit Rücksicht auf ihren künftigen Beruf wurden die Studirenden zu täglichem Gebet und zur Lektüre erbaulicher Schriften, namentlich des N. T. angewiesen. An Sonn- und Festtagen hatten sie dem Vor- und Nachmittagsgottesdienst, an Werktagen einer hl. Messe anzuwohnen. Wenigstens viermal jährlich sollten sie zu den hl. Sakramenten gehen. Daß trotzdem und zumal bei der kleinen Zahl der Studenten ein zügelloses Wirthshausleben hätte geführt werden können, muß geradezu als unmöglich gelten. Wörner schreibt hierüber in seiner Weise: „Da das Bier in jener Zeit trefflich war, so waren die Wirthshäuser von Studenten Nachmittags von 3 oder 4 Uhr bis zur Polizeistunde regelmäßig und stark besetzt.“ Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes wird trefflich illustrirt durch die Thatsache, daß im Jahre 1815, also in dem Jahre, in welchem Wörner und Möhler die Universität bezogen, in Ellwangen ganze 22 Studenten immatrikulirt waren und in den folgenden Jahren nicht viel mehr. Daß diese sämmtlich Tag für Tag in corpore im Wirthshaus gesessen, wird kaum anzunehmen sein, aber auch in diesem Fall wäre es nicht wohl möglich, daß „die Wirthshäuser“ von ihnen „regelmäßig und stark besetzt“ gewesen wären. Die Uebertreibung liegt auf der Hand. Das Gleiche gilt betreffs dessen, was Wörner über „die Studirenden als fast einzige flos juventutis“ berichtet, „auf deren Erscheinen und

Beistand bei Bällen und Tänzen die Damen- und Jungfrauschaft allein hoffen konnte". Noch merkwürdiger ist, was Wörner über Studentenbälle zu berichten weiß, bei denen der Pedell sorglich zu wachen hatte, „damit kein Frauenzimmer sich in den Studentenball einschleiche." Da werden dann wohl die 22 Studenten unter sich und mit den fünf Professoren getanzt haben! Was Wunder, daß Erstere den Studentenball alsbald wieder verließen, um andere Gasthäuser aufzusuchen, wo veritable Damen tanzten. Was sich Wörner wohl unter einem solchen Studentenball vorgestellt haben mag? Der ganzen Schilderung läßt sich unschwer entnehmen, daß sie eher ein romanhaftes Phantasiebild, als historische Wirklichkeit enthält[1]). Thatsächlich waren die wissenschaftlichen wie sittlich-religiösen Zustände an der Universität Ellwangen nicht so schlimm, wie Wörner sie darstellt; sicher auch nicht schlimmer, als an irgend einer anderen theologischen Lehranstalt. Wenn Möhler mit den anderen Akademikern sich an den üblichen fröhlichen Veranstaltungen betheiligte, so zeigt dieß nur von seinem gesunden, unverdorbenen Sinn, der in studentischen Freuden, die „über die Schranken der Moralität nicht hinausgingen", wie Wörner zugibt, nichts Unpassendes finden konnte. Wenn Kihn (S. 5) berichtet, Möhler habe changiren und Jurist werden wollen [2]), so ist es wiederum durchaus verfehlt, dieß auf wissenschaftliche oder gar sittlich-religiöse Mängel in der Erziehung zurückführen zu wollen. Wer

---

[1]) Fast möchte man glauben, Wörner habe für Schilderung der Studienzeit in Ellwangen, wie für das Leben im Priesterseminar (s. unten), Möhlers Darstellung der Breslauer Zustände zum Muster genommen, (Wörner-Gams S. 75), wiewohl er wissen mußte, daß Möhler diese in bestimmten Gegensatz zu jenen stellte.

[2]) Vgl. hierüber übrigens Wörner-Gams S. 12.

je eingehender mit Theologiestudirenden zu verkehren hatte, der weiß, daß solche Anwandlungen nicht selten gerade bei den unverdorbensten Seelen vorkommen.

Möhler hatte in Ellwangen erst zwei Jahre des theologischen Studiums absolvirt, da wurde im Herbste 1817 die dortige Lehranstalt nach Tübingen verlegt und als katholisch-theologische Facultät mit der alten Landesuniversität verbunden. Die Candidaten der Theologie fanden im sogenannten Collegium illustre, von da an Wilhelmsstift genannt, unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung. Sie hatten daselbst am 10. November 1817 einzutreffen, also gerade zu der Zeit, als man das dritte Centenarium des Auftretens Luthers feierte, als „die Glocken zum Reformationsfest geläutet wurden". Diese Verlegung, die verschiedentlich beurtheilt wurde, erwies sich für Studenten und Docenten gleich vortheilhaft. Abgesehen von den reicheren literarischen Hilfsmitteln mußte der Verkehr mit Angehörigen anderer Facultäten beiderseits vortheilhaft wirken. Er gab vielfache Anregung, beseitigte manches Vorurtheil, schärfte den Geist und erweiterte den Gesichtskreis[1]). Besonders eigenthümlich ge-

[1]) Es sei gestattet, Möhlers eigenes Urtheil hierüber anzuführen, wie er es im Jahre 1826 ausgesprochen: „Aus vereinzelten kleinen Anstalten", schreibt er, „ist höchst selten etwas Tüchtiges geworden. Es fehlt die Verbindung, der Zufluß erregender Kräfte, die Spannung der eigenen; eine beständige Mittelmäßigkeit, gewissermaßen ein beständiges Sterben können sie nur höchst selten von sich ferne halten. Nichts aber erregt die innersten Kräfte des menschlichen Geistes mehr zur Thätigkeit, als das Versetztwerden in eine große, großartig bewegte Gemeinschaft: Der Einzelne wird gehoben durch das Ganze. Durch hundert Canäle saugt er neues Leben und neue Kräfte ein; unwillkürlich wird er auf- und vorwärts bewegt; die rings umher sich rührende Thätig-

staltete sich der Verkehr unter den Theologiecandidaten der beiden Confessionen. Wörner schreibt hierüber (S. 8): „Die Studirenden der protestantischen Theologie besuchten unser Haus und wir katholischen das ihrige, das sogenannte theologische Stift, wir gingen zusammen, besprachen uns über alle Gegenstände, besonders über die Religionsunterschiede, ohne daß an ein Zerwürfniß gedacht wurde. In diesen Gesprächen waren wir immerhin etwas schwach gestellt, aber sie dienten zur Aufmunterung, aus der Gleichgültigkeit in theologischen Gegenständen zu bestimmterer Erkenntniß und zur Entscheidung zu kommen". Somit wurden die katholischen Theologen hiedurch veranlaßt, sich ernster auf den eigenen Standpunkt zu besinnen, die Unterscheidungslehren gründlich und allseitig zu studiren, um sich und anderen Rechenschaft geben zu können. Daß solche Erörterungen für Möhler von der größten Bedeutung werden mußten, ist einleuchtend, und hier wohl die Frage am Platze, ob Möhler in Ellwangen der berühmte „Symboliker" geworden wäre? Zugleich ist hiedurch der Beweis erbracht, daß man selbst in jugendlichen Jahren confessionelle Fragen gegenseitig behandeln und besprechen kann, ohne in verletzenden und leidenschaftlichen Polterton zu verfallen. Welches Glück wäre es für unser deutsches Vaterland, wenn solch geistige Noblesse allerseits angebahnt und herrschend würde! Auch für den Lehrkörper brachte die Verlegung nach Tübingen eine Neugestaltung. Von

---

keit, das große in den mannigfaltigsten Gestaltungen sich zeigende Anstreben zu den höchsten Zwecken des Lebens ergreift den Schlummernden wie eine höhere unsichtbare Macht, es ergreift wie die wiedererwachte in allen Elementen neuschaffende Natur im Frühling den Menschen, der in einer reichen, üppigen Gegend wandert." Tüb. Q.-Sch. 1826, S. 82 f.

Ellwangen waren nur drei Professoren: Gratz, Drey und Herbst übersiedelt; an Stelle von Bestlin und Wachter waren Hirscher [1]) und Dresch getreten, von denen für Möhler vor Allem Hirscher als Vertreter der Moral und Pastoral in Betracht kam, da er im dritten theologischen Jahre stand und somit dessen Vorlesungen zu hören hatte. Hirscher war eine tiefgläubige, edle Seele; seine Vorlesungen machten großen Eindruck auf die Zuhörer und setzten sie nicht selten in helle Begeisterung. Daß sie ihren Eindruck auf den gemüthvollen Möhler verfehlt hätten, ist nicht anzunehmen. Nach Absolvirung dieses dritten Jahres hatte Möhler im Herbste 1818 die theoretische Vorbereitung vollendet; es folgte nun noch ein praktisch-ascetischer Cursus im Priesterseminar in Rottenburg.

Ueberblicken wir nochmals die bisherige Bildungslaufbahn Möhlers, so kann sie für so ungünstig und berufswidrig, wie Wörner (S. 21) will, sicher nicht angesehen werden. Derselbe schreibt: „Die theologische Literatur, insbesondere zu der Zeit, da Möhler zu den Studien kam, war in protestantischen Händen. In der katholischen Literatur fand man nur die Schriften aus der sogenannten josephinischen Periode, und einige Werke von Sailer; in der Geschichte hatte man einen J. Müller, wozu später Dresch und Rotteck kamen; in der Kirchengeschichte ein Skelet von Dannenmayer, im Kirchenrecht den Oesterreicher Rechberger [2]), in der Dogmatik Klüpfel,

---

[1]) Genannte vier Professoren begannen im Jahre 1819 die Herausgabe der Tübinger theolog. Quartalschrift.

[2]) Rechberger Georg, Handbuch des österreichischen Kirchenrechts. 2 Thl. Linz 1807. 2. A. 1815 und 1824. Enchiridion Linz 1809. Das Werk kam in allen Ausgaben und Uebersetzungen 1820 auf den Index, war aber, wie wir gesehen, in Ellwangen

in der Moral M. Schenkl. Alles Andere wurde aus protestantischen Werken genommen, deren wir mehrere als Handbücher kaufen mußten." Auch hier wieder einseitige Uebertreibung, Ungenauigkeit und positive Unrichtigkeit [1]).

---

II.

## Vorbereitung auf das Priesterthum.

Am 1. November 1818 trat Möhler mit noch acht Mitalumnen in das Priesterseminar zu Rottenburg ein zur unmittelbaren Vorbereitung auf die Priesterweihe. Für jeden Candidaten, der nur einigermaßen weiß, was er will, und nicht ganz leichtfertig ist — solche aber dürften kaum bis an die Pforten des Priesterseminars kommen — ist dieses Vorbereitungsjahr eine Zeit ernster innerer Einkehr und gewissenhaftester Selbstprüfung. Wörner nun schildert (S. 10 ff.) diese Vorbereitungszeit Möhlers noch weit ungünstiger, als die bisherige Studienzeit, in einer Weise, daß man glauben möchte, man hätte sich damals im Priesterseminar auf Alles eher, als auf das Priesterthum vorbereitet. „Das Jahr", sagt er, „war ganz der freien Verfügung jedes Alumnen überlassen. Nur

---

nicht eingeführt. Ueber Rechberger vgl. Schulte, Gesch. d. Quellen III. 1, Seite 301. Reusch II, 1084 f.

[1]) Es muß überhaupt auffallen, wie Wörner-Gams (S. 11) das, was Möhler im Jahre 1828 über Freiburg schreibt, ohne Weiteres und wortwörtlich auf Ellwangen-Tübingen übertragen zu dürfen glauben, obwohl Möhler diese Tendenz durchaus ferne lag.

Dereſers deutſches Brevier wurde Morgens und Abends vorgeleſen und ſtatt der Meditation in den erſten acht bis vierzehn Tagen ſog. lumina, d. i. ſchriftliche Betrachtungen über beliebige geiſtliche Themata eingeſchoben. Die vierteljährigen Prüfungen, Zirkel genannt, entſprachen ganz den mageren Lektionen, welche faſt nur kurze Wiederholungen aus den in der Theologie gehörten Fächern betrafen. Es verlegte ſich deßwegen Jeder auf das, wozu er Neigung hatte. Wie verſchieden dieſe Neigungen auch bei nur neun Perſonen geweſen ſein mögen, kann man ſich leicht vorſtellen." Es wird dann noch bemerkt, daß Möhler und einige Andere ſich mit Philologie beſchäftigt, und zu verſtehen gegeben, daß dieſe Beſchäftigung noch die unſchädlichſte geweſen ſei. Es ſoll nämlich von den Alumnen auch in Reform gemacht worden ſein; Hauptgegenſtand der Verhandlungen hätte der Cölibat und deſſen „verdächtiger Urſprung" gebildet. „Alle anderen Reformgrundſätze mußten, als den Neigungen der Jünglinge ferne ſtehend, hinter dieſen zurücktreten." Ja die Candidaten erhoben, „als ſie im Prieſterſeminar in Rottenburg im Juli 1819, bereits zu Diaconen geweiht, in der Zeitung den Antrag Rottecks und Duttlingers in der badiſchen Deputirtenkammer für Aufhebung des Cölibates laſen, einen lauten Jubel, worüber der fromme Repetent die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug." Aus dieſer Schilderung von Leben und Treiben im Prieſterſeminar folgert dann Wörner: „Man ſieht aus dem Ganzen, — das Prieſterſeminar entſprach ſeinem Zwecke damals ſo wenig, als die theologiſche Facultät dem ihrigen". Das Reſumé der ganzen Darſtellung lautet ſchließlich: „Daß man ſomit damals mit freudiger Unbefangenheit, edlem Selbſtvertrauen und troſtvoller Zuverſicht in den geiſtlichen

Stand eintreten und ohne Zweifel, Zwiespalt und Muthlosigkeit das geistliche Leben beginnen konnte, war nicht zu erwarten [1])."

Die Glaubwürdigkeit dieser phantasievollen Schilderung des Seminarlebens zu Rottenburg durch Wörner wird am besten illustrirt durch die Thatsache, daß er die Alumnen in Rottenburg „im Juli 1819, bereits zu Diakonen geweiht" in „lauten Jubel" ausbrechen läßt über den Antrag Rotteck und Genossen in der badischen Abgeordnetenkammer [2]), der, wie Jedermann wissen kann, vom 20. April 1828 datirt ist [3]). Was Wunder, wenn „der fromme Repetent hierüber die Hände über dem Kopf zusammenschlug!" Nun war Wörner Kursgenosse von Möhler, will also als Augen- und Ohrenzeuge gelten! Eigenthümlich ist auch, daß das Jahr „ganz der freien Verfügung jedes Alumnen überlassen" war, und doch wurden Vorlesungen und Prüfungen gehalten, lumina und vielleicht noch manches Andere gegeben, wovon Wörner nichts zu berichten weiß. Wenigstens läßt sich nicht annehmen, daß die Vorstände, einschließlich des „frommen Repetenten", durchweg pflichtvergessene Männer gewesen wären und die ihnen obliegenden Uebungen nicht gehalten hätten. Was schließlich die philologischen Studien anlangt, die Wörner als Hauptbeschäftigung Möhlers im Seminar darstellen möchte, so wird es sich hiemit wohl ähnlich verhalten haben,

---

[1]) Dieser Passus ist wortwörtlich Möhlers eigener Ausführung über die badische Denkschrift gegen den Cölibat entnommen. S. Gesammelte Schriften und Aufsätze, I. S. 186.

[2]) Vgl. auch Kihn S. XX.

[3]) Vgl. Denkschrift für die Aufhebung des den kath. Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates. Mit drei Aktenstücken. Freiburg i. B. 1828.

wie später, daß nämlich eifrige Alumnen die freie Zeit, die es auch im Seminar noch gibt, für ein liebgewonnenes Privatstudium benützten, ohne daß deßhalb die eigentlichen Seminarsübungen, praktische wie ascetische, irgend welchen Schaden nehmen mußten. Wollen wir auch nicht behaupten, daß die damalige Einrichtung des Seminarlebens etwa mustergiltig, oder auch nur befriedigend gewesen sei, so läßt sich doch sagen, daß sie sicher nicht eine so ungenügende oder gar unpassende und dem geistlichen Stand direkt zuwiderlaufende war, wie nach Wörner angenommen werden müßte. Es ließe sich auch kaum erklären, wie aus einem so gearteten Seminarsleben noch halbwegs brauchbare, geschweige denn so ernst gesinnte und gewissenhafte Priester hervorgehen konnten, wie Möhler und seine Mitalumnen sich erwiesen, von denen ich einige noch als junger Student kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Wörner freilich in Consequenz seiner bisherigen unwahren und phantasievollen Schilderung, weiß auch über Möhlers erste Priesterzeit möglichst Ungünstiges zu berichten. „Die im Laufe der Vorbildung empfangene Stimmung und Gesinnung wurde etwas tiefer begründet.“ Die im Seminar begonnenen — wie wir gesehen, von Wörner um 10 Jahre zu früh datirten — „Angriffe auf den Cölibat[1]) traten in Zusammenhang mit anderen Grundsätzen mehr in den Vordergrund, ja es zeigten sich sogar Anfänge, daß kirchliche Institute selbst mit einiger Frivolität beurtheilt wurden[2]).“ Wie un-

---

[1]) Daß man bei einer so unwahren Lebensschilderung Möhlers dessen entschiedenes Eintreten für die kirchliche Institution schließlich als Charakterschwäche des Mannes ausgeben wollte, ist nicht zu wundern. S. Wörner-Gams S. 372.

[2]) A. a. O. S. 13 f.

wahr und durchaus unbegründet auch diese Angaben wieder sind, beweist der Bericht eines Principals von Möhler, des Stadtpfarrers von Riedlingen, späteren Domcapitulars Urban Ströbele [1]), eines durchaus ehrenwerthen und glaubwürdigen Mannes.

Nachdem nämlich Möhler am 18. September 1819 zum Priester geweiht worden, fand er zunächst als Hilfspriester in der Seelsorge Verwendung, und zwar in Weilderstadt und in Riedlingen an der Donau. Der Stadtpfarrer letzteren Ortes nun, Decan Urban Ströbele, gibt über Möhlers Wirken und Leben daselbst folgendes Zeugniß [2]): „Es war eben sein ganzes Wesen, wie er sich in seinem liebevollen, bescheidenen und doch in jeder Hinsicht so würdigen Benehmen, verbunden mit einem heiligen Ernste in all seinen Verrichtungen und Berührungen, darstellte, was seine Pastorallaufbahn charakterisirte, wodurch er die Liebe und Verehrung der ganzen Gemeinde und insbesondere der kleineren Schüler der ersten und zweiten Elementarklasse, die er zu katechesiren hatte, in einer ausgezeichneten Weise sich erwarb. Seine Predigtweise sprach in seiner gemüthlichen Darstellung vorzüglich an's Gemüth, und bewirkte von dieser Seite jenen wohlthätigen Eindruck, zu dessen sonstiger Hervorbringung ihm die Kräftigkeit des Vortrags gefehlt hätte. Die Riedlinger rühmten sich ihres Vicars, dessen Name

---

[1]) Ströbele, geb. 16. April 1781 zu Obermarchthal, war Prämonstratenser in Marchthal; nach Aufhebung des Klosters 1806 wurde er Stadtpfarrer in Buchau, 23. Febr. 1819 Stadpfarrer und Decan in Riedlingen, 30. März 1828 Domcapitular in Rottenburg, wurde 1846 zum zweiten Bischof von Rottenburg gewählt, aber nicht bestätigt; er starb 21. Febr. 1858.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1838, S. 578.

noch jetzt unter ihnen mit aller Achtung und Liebe genannt wird. Das halbe Jahr, welches er an meiner Seite zubrachte, war mir mit unserem damaligen Kaplan Ehinger [1]) die Zeit des freundlichsten, gegenseitigen Zusammenwirkens. Uebrigens trat doch sein Drang, und, ich möchte sagen seine Bestimmung für gelehrte Fortbildung so sehr hervor, daß ihm jede Stunde, die er dafür gewinnen konnte, theuer war, um so lästiger deßhalb aber auch das Schreibereiwesen, zu welchem er als Decanatsvicar zu meiner Aushilfe sich herzugeben hatte. Um diese Last ihm auf jede mögliche Weise zu erleichtern, hatte Freund Ehinger einen Theil mit mir übernommen, wofür unser junger Freund, wie wir ihm scherzweise zur Aufgabe machten, uns dann wieder etwas von seinen gelehrten Sachen preisgeben mußte."

„Erwähnen muß ich hier eines Besuches, mit welchem während jener Zeit der ehrwürdige Bischof J. M. Sailer mich beehrte und bei mir frühstückte. Möhler machte auf denselben einen tiefen Eindruck, und die Art, wie Sailer ihn fixirte, setzte den ohnehin schüchternen Vicar in große Verlegenheit. Nach seiner Weise erkundigte sich jener Menschenfreund bei mir noch besonders über diesen interessanten jungen Mann, wie er sich äußerte, und sprach die großen Hoffnungen aus, zu welchen derselbe berechtige."

„Daß übrigens Möhlers Geistesbildung damals noch nicht die spätere Richtung hatte, ist bekannt, und wie damals der noch lebende, alte, sehr ehrwürdige und

---

[1]) Ehinger Anton, geb. 28. Nov. 1792 zu Wangen, wurde 23. Sept. 1815 zum Priester geweiht, kam am 10. März 1820 als Präceptoratskaplan nach Riedlingen, 1825 wurde er Pfarrer in Neufra, gest. 1872.

gelehrte Pfarrer Haas[1]), bei seiner Liebe und Verehrung für Möhler, aus einigen Conferenzaufsätzen die Besorgniß schöpfte, daß ja dieser liebe Möhler die strengere kirchliche Richtung gewinnen möge, so wurde die Aeußerung des alten Pfarrers Bertsch[2]), bei dem Anlasse eines solchen Aufsatzes sprichwörtlich: „Nun, nun! so ein gelehrter, junger Herr darf wohl ein wenig anders glauben, als wir Alten, er wird später schon auch darauf kommen.""

Lag Möhlers Charakter an sich schon jede Frivolität, vor Allem in religiosis, durchaus ferne, so beweist vorstehender Bericht auch positiv, daß Wörners Schilderung der Wahrheit direkt widerstreitet. Weit richtiger urtheilt Möhlers Necrolog in der Tübinger theologischen Quartalschrift (1838, S. 580), wo es heißt: „So gewiß Möhler von Anfang an ein gewissenhafter Priester war und die Heiligkeit seines Amtes unversehrt bewahrte, so sicher sind wir, daß er von jeder Perfidie gegen die Kirche, deren Diener er nun einmal mit freiem Willen geworden war, sich unbefleckt zu erhalten gewußt hat."

---

## III.

## Vorbereitung auf das Lehramt.

Für die Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte aus den Geistlichen des Landes besitzt Württemberg durch die hochherzige Fürsorge seiner Regierung treffliche Institutionen,

[1]) Haas Konrad, geb. zu Gmünd 1757, war Benediktiner in Zwiefalten, wirkte von 1781 bis 1799 als Professor in Ehingen und in Zwiefalten, wurde 14. Sept. 1792 Pfarrer in Daugendorf, Decanats Riedlingen, und starb 25. Aug. 1838.

[2]) Bertsch Joh., geb. 13. Dec. 1762 zu Dürmentingen, ord. 21. Sept. 1786; 24. April 1800 Pfarrer in Grüningen, gest. 1832.

die auch anderwärts schon längst Berücksichtigung verdient hätten. Bereits an der Universität Ellwangen wurde das Institut der sogenannten Lehramtscandidaten oder das Präparandeninstitut eingerichtet. Nach der Instruktion von 1816 sollten begabte, zum Lehramt befähigte und dafür begeisterte junge Theologen nach Empfang der Priesterweihe noch einige Jahre im Priesterseminar verbleiben dürfen, um unter Leitung der Lyceums- und Universitätsprofessoren sich auf den Lehrberuf vorzubereiten. Die hervorragendsten der Candidaten sollten sodann der Regierung bekannt gegeben werden, damit ihnen durch Staatsunterstützung der Besuch anderer Universitäten ermöglicht werden könne. Dieses Präparandeninstitut wurde wirkungs- und bedeutungsvoll erst durch Verlegung der Ellwanger Anstalt nach Tübingen, wo es mit dem dortigen Wilhelmsstift verbunden wurde und weitere zweckmäßige Ausgestaltung erfuhr.

Eine andere treffliche Einrichtung zu weiterer Fortbildung junger strebsamer Theologen ist das Institut der Repetenten am Wilhelmsstift in Tübingen. Auch dieses Institut war, wie wir gesehen, bereits an der Ellwanger Anstalt eingerichtet, fand aber in Tübingen, wo es gleichfalls mit dem Wilhelmsstift verbunden wurde, eine sachgemäße Ausgestaltung. Mit Rücksicht auf die hauptsächlichsten Unterrichtsfächer wurde die Zahl der Repetenten auf sieben vermehrt, nämlich je einen für Philosophie mit Philologie, Exegese, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Dogmatik, Moral und Musik. Für diese Stellen werden aus den jüngeren Geistlichen, nachdem sie ein bis zwei Jahre in der Seelsorge thätig gewesen, die für das betreffende Fach tauglichsten ausgelesen. Dieselben haben dann in jedem Semester mit den Studirenden den Stoff,

den der Fachprofessor in den Vorlesungen behandelt, repetitionsweise (daher der Name) durchzugehen und sich durch Fragestellen über die Aneignung desselben seitens der Studirenden zu vergewissern. Hiebei gibt es für einen gewandten und fleißigen Repetenten nicht selten Gelegenheit, durch Erläuterung und Erklärung die eigenen Kenntnisse zu verwerthen. Weiter haben die Repetenten jedes Semester den Studirenden aus den betreffenden Disciplinen einschlägige Themata zur Ausarbeitung vorzulegen und die eingereichten Arbeiten genau zu censiren. Endlich haben sie für jedes Semester, wiederum aus den einschlägigen Disciplinen, eine Reihe von Disputationsthesen aufzustellen und an die Studirenden, je nach deren Begabung, zu vertheilen. Bei der öffentlichen Disputation, welcher Studirende, Repetenten, Professoren und ein bischöflicher Commissär anwohnen, ist es Ehrensache des betreffenden Repetenten, die angegriffenen Thesen, falls der Opponent dem Defendenten überlegen sein sollte, seinerseits zu halten. Aus dem Gesagten ergibt sich unschwer, wie alle diese wissenschaftlichen Uebungen für die Repetenten fast noch instruktiver werden müssen, als für die Studirenden, und ihnen steten Anlaß bieten, sich lehrend und lernend weiter zu bilden. Außerdem ist es den Repetenten unbenommen, über kleinere, in ihr Fach einschlagende Materien Vorlesungen zu halten und sich so direkt in ihrer Lehrtüchtigkeit zu zeigen; auch führen die genannten Obliegenheiten nicht selten zu kleineren literarischen Versuchen. Neben der wissenschaftlichen Thätigkeit haben die Repetenten aber auch noch die Aufgabe, dem ihnen vorgesetzten Direktor in Handhabung der Hausdisciplin und bei Pastorationsgeschäften helfend zur Seite zu stehen. Es wird wohl keines weiteren Beweises bedürfen, daß

das Institut der Repetenten jungen Theologen hinlänglich Gelegenheit zu tüchtiger Schulung und Ausbildung bietet, und es ist auch nicht zu verwundern, daß aus diesem Institut eine ganze Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen ist.

Neben den genannten zwei Instituten suchte die Staatsregierung noch durch Verleihung von Reisestipendien junge Theologen zu weiterer Ausbildung aufzumuntern. Diese Reisestipendien hingen freilich von den jeweils zur Verfügung stehenden Mitteln ab.

Alle diese Einrichtungen standen Möhler zur Verfügung, um sich auf den akademischen Lehrberuf vorzubereiten. Nach einjähriger Verwendung in der Seelsorge wurde er am 31. Oktober 1820 als Präparand nach Tübingen berufen, um sich auf das Gymnasiallehramt vorzubereiten. In Bälde wurde eine Repetentenstelle erledigt und Möhler schon am 4. Januar 1821 zum Repetenten für Kirchengeschichte ernannt. Daß er sich den ihm nun obliegenden wissenschaftlichen Uebungen mit Liebe und Begeisterung hingegeben, ist bei einem Geiste wie Möhler wohl selbstverständlich. Daneben widmete er sich mit Eifer und Erfolg den Studien der altklassischen Sprachen und Literatur, in Aussicht auf eine künftige Gymnasialprofessur. So hatte er reiche Gelegenheit, in formeller wie materieller Hinsicht sich weiter auszubilden und sich fast unbewußt auf einen Beruf vorzubereiten, in welchem er Großes leisten sollte. Gewiß war es der hervorragende Eifer Möhlers in seiner damaligen Stellung, der bei Erledigung einer theologischen Professur die Aufmerksamkeit sofort auf ihn lenken mußte. Als nun im Jahre 1822 Professor Dresch einem Ruf an die Universität Landshut folgte, brachte die theologische Facultät für die dadurch in Erledigung kommende Kirchengeschichte den Repetenten

Möhler als Privatdocenten in Vorschlag. Derselbe wurde hiezu am 8. September 1822 auch ernannt, mit einem Gehalt von 800 Gulden. Vor Antritt des Amtes sollte er als unmittelbare Vorbereitung noch eine wissenschaftliche Reise machen, wozu ihm eine Staatsunterstützung von 400 Gulden gewährt wurde.

So erfreulich diese Beförderung für Möhler war, so mußte er doch sofort die auch sonst vorkommende unliebsame Erfahrung machen, daß man nur eine höhere Stelle zu erhalten braucht, um alsbald Neid und Mißgunst gegen sich wirksam zu fühlen, und zwar selbst bei Personen und in Kreisen, denen solche Leidenschaften nicht gut anstehen. Wörners Darstellung (S. 19, vgl. dazu S. 105) ist auch hier wieder recht ungenau, fast möchte ich sagen unehrlich. Er möchte nämlich die nun bei den bisherigen Collegen (zu denen er selbst zählte) eintretende „große Spannung" gegen Möhler aus einer verwerflichen Doppelzüngigkeit herleiten, deren sich Letzterer in Sachen des Professors Haug schuldig gemacht haben soll. Dieser hatte sich nämlich in seinen Vorlesungen taktlose Bemerkungen und Ausfälle gegen die katholische Kirche erlaubt und dadurch die Gefühle der katholischen Zuhörer und namentlich der Zöglinge des Wilhelmsstiftes verletzt, weßhalb Letztere um Dispensation von genannten Vorlesungen einkamen. Dieses Vorgehen der Zöglinge fand Möhler für durchaus unpassend, suchte für Zurücknahme des Gesuches zu wirken und gewann hiefür auch die übrigen Repetenten. Entgegen dieser vor den Collegen geäußerten Gesinnung hätte nun Möhler vor den Studenten in der Repetition „den Professor Haug wegen seines Vortrages getadelt." Als die übrigen Repetenten dieß durch die Zöglinge erfuhren, geriethen sie gegen Möhler in solche Auf-

regung, „daß sie ihn darüber nicht einmal zur Rede stellten." Merkwürdig! Und doch wäre dieß nicht nur selbstverständlich, sondern auch billig gewesen. Allein es war inzwischen die Ernennung zum Privatdocenten erfolgt, daher die Verstimmung. Diese führte zwar bei den Repetenten nicht so weit, wie bei dem unglücklichen F. J. Maurer, nämlich bis zur Apostasie, veranlaßte aber doch eine kränkende Behandlung des bisherigen lieben Collegen. Möhler aber hatte durchaus correct gehandelt, was auch seine Collegen einsehen konnten, falls ihnen die Anfangsgründe der Pädagogik bekannt waren: er hatte nämlich den Zöglingen materiell Recht, formell aber Unrecht gegeben.

Genannter Vorfall mochte den Abschied aus einem liebgewordenen Wirkungskreis erleichtert haben. Am 21. September 1822 trat Möhler seine wissenschaftliche Reise an, um für den neuen Lehrberuf reiche Erfahrung zu sammeln. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath Igersheim reiste er über Würzburg nach Bamberg, wo er durch Domcapitular und Professor Dr. Brenner das dortige Seminar kennen lernte. Nun besuchte er, nach dem an die theologische Facultät zu Tübingen erstatteten brieflichen Bericht [1]), der Reihe nach die Universitäten Jena, Leipzig, Halle, Göttingen, Berlin, Breslau, dann Prag, Wien und Landshut und kehrte über München am 18. April 1823 wieder nach Tübingen zurück.

Der geistige Gewinn dieser halbjährigen Reise läßt sich freilich nicht nach mathematischen Formeln ausrechnen oder abwägen, daß er aber nicht unbedeutend war, fühlte Möhler selbst instinktiv, wie sich dieß bei seinem

[1]) Tüb. Q.-Sch. 1838, S. 582 ff. Wörner-Gams S. 60 ff.

empfänglichen Geist, offenen Blick und seiner scharfen Beobachtung auch nicht anders erwarten läßt. Der Verkehr mit hervorragenden Philologen, Pädagogen, Juristen, katholischen und protestantischen Theologen, mußte ebenso anregend wirken, wie die genaue Einsichtnahme von verschiedenen Erziehungs-, Unterrichts- und Lehranstalten instruktiv war. Besonders wohlthuend angesprochen fühlte sich Möhler durch die freundliche Aufnahme, die ihm überall, so in Göttingen, Berlin u. a. zu Theil wurde. „Mit der Freundlichkeit des Himmels", schreibt er, „darf ich die Freundlichkeit der Aufnahme der Professoren gegen mich vergleichen, die ich kennen zu lernen die Ehre hatte." Daß hiedurch das Urtheil über Land und Leute vortheilhaft beinflußt werden kann, ist psychologisch ebenso leicht erklärlich, als das Gegentheil, daß verletzende Unarten dasselbe ungünstig modificiren werden. Daß Möhler kirchengeschichtlichen und religiösen Fragen in erster Linie seine Aufmerksamkeit zuwandte, kann nicht überraschen, und es ist charakteristisch und für das Verständniß seiner späteren Thätigkeit nicht ohne Bedeutung, zu erfahren, welche Eindrücke er hiebei empfing, und wie er hierüber urtheilte. Aus Göttingen schreibt er: „Hier freut mich vorzüglich der freie Zutritt zur Bibliothek, die mir durch die Güte des Herrn Bibliothekars, Professor und Hofrath Dr. Reuß, recht brauchbar wird. Die Theologie überhaupt, vorzüglich die Patristik, ist trefflich besetzt, und was mich beinahe wundert, man hat Mühe, sich einen katholischen Theologen auszusuchen, dessen Schriften nicht da wären." In einem anderen Bericht heißt es: „Die Kirchengeschichte hörte ich regelmäßig bei Planck d. Ae. und Stäudlin. Ich staune über die Vorlesungen bei Planck, eine so große Gelehrsamkeit, eine so treffliche Auswahl des

Wissenswürdigsten, eine so gelungene Zusammenstellung und Anordnung der Thatsachen mit so pragmatischer Entwicklung macht mich oft bedächtig, und stimmt mich ungemein zum Ernst. Diese Vorlesungen lassen mich wissen, was dazu gehört, die Kirchengeschichte gut zu geben; ich halte das für den größten Gewinn. Höchst wichtige Materien bringt er herbei, von denen ich nie auch nur etwas hörte und behandelt sie mit einer Unparteilichkeit und Besonnenheit, die ihn besonders auszeichnet." „Ständlin trägt die Kirchengeschichte in einem halben Jahre vor, während Planck zwei Semester dazu verwendet und die neuere Kirchengeschichte zum Gegenstand einer besonderen Vorlesung in einem dritten Semester macht. Ständlins Vortrag ist sehr gedrängt, der von Planck etwas breit; jener hat kein Wort, dieser ganze Sätze zu viel. Ständlin verzichtet meist auf pragmatische Behandlung, aber dieselbe hat eine Würde und einen Ernst, die man zuweilen bei Planck im Ausdruck wegen satyrischer Wendungen vermißt. Uebrigens hat er ein sehr unbestochenes Urtheil und theilt mit Planck die Unparteilichkeit. Die Declamation Beider ist unangenehm. Beide lesen ihre Hefte ganz ab."

Aus Berlin schreibt Möhler, daß er nicht ohne einige Bangigkeit dorthin gereist sei, da ihm an verschiedenen Orten der Aufenthalt daselbst in mehrfacher Hinsicht: in Bezug auf Wohnung, Preise, Verkehr, Geselligkeit, Polizei nicht eben günstig geschildert wurde. Nun berichtet er: „Ich miethete mir eine Wohnung und fand die Miethe erträglich; zahlte meine Zeche und fand sie billig; machte Visiten und wurde freundlich aufgenommen, wurde zu Mittag oder zu Thee eingeladen, und fand — man be-

wegte sich lustig, frei und ungezwungen in jeder Beziehung. Ich besuchte die Vorlesungen und wurde entzückt; ich ging auf die Polizei, um meine Pässe visiren zu lassen, und fand dieselbe sehr artig. Meine Tage vergingen hier schnell und in stets freudiger Geschäftigkeit; nichts blieb mir zu wünschen übrig, als daß die Kälte minder streng, die Straßen kürzer und die Tage länger gewesen sein möchten." Ueber das wissenschaftliche Leben daselbst schreibt er: „Dieser Ort, wo Schleiermacher, Neander, Marheineke, Strauß (Verfasser der Glockentöne) an der theologischen Facultät lehren, verdiente allein einen halbjährigen Besuch. Der Geist, der tiefe Ernst, mit welchem die Wissenschaften betrieben werden, die wahrhafte Religiosität, die alle Lehrer durchdringt, die seltene Anerkennung der Verdienste anderer Kirchen, auch Marheineke jetzt nicht mehr ausgenommen, die Liebe derselben zu ihren Schülern und das lebhafte Interesse an deren Bildung, sowie auch die Begeisterung der Schüler für ihre Lehrer zeichnen diese theologische Facultät vor Vielen aus. Dieselbe wissenschaftliche Hauptbeschäftigung schloß mich vorzüglich an Neander an, einen vortrefflichen Historiker, der in ernster und würdiger Bearbeitung der Kirchengeschichte unter Protestanten Epoche machen wird." In einem anderen Berichte aus Berlin heißt es: „Hier ist reges, inniges, tiefes, echt wissenschaftliches Leben und Treiben; die Wissenschaft zeigt sich hier in ihrem eigentlichen Wesen: sie umfaßt Denken und Leben. Ich bewunderte Planck; aber was ist Planck gegen Neander? Planck schwimmt auf der Oberfläche, Neander erfaßt Alles in der tiefsten Tiefe! Welches Quellenstudium, welches Urtheil, welche tiefe Religiosität, welcher Ernst, welche Klarheit und Gedrängtheit in der Darstellung, wie lebendig, wie helle ist das Bild der

Zeit, die Neander schildert! — Wie meisterhaft er die Männer zu bezeichnen weiß, welche die Koryphäen ihrer Zeit waren, welche unverkümmerte Gerechtigkeit er Jedem widerfahren läßt! Hoch steht er über Planck; unvergeßlich werden mir Neanders Vorlesungen sein; entscheidenden Einfluß werden sie auf meine kirchenhistorischen Arbeiten haben." Es ist charakteristisch für Möhler, daß er sich gerade durch Neander, sozusagen den „Pektoralisten" unter den protestantischen Kirchenhistorikern neuerer Zeit, besonders angezogen fühlte. Neander († 1850) war es, der nach einer Periode flacher, geist- und herzloser Aufklärung wieder eine bessere, gläubigere Zeit inaugurirte. Er steht auf dem supranaturalistischen Standpunkt des Christenthums nach Ursprung und Wesen. Ihm liegt in der Kirchengeschichte ein lautredender Beweis für die göttliche Kraft des vom Himmel kommenden Christenthums; sie ist ihm eine Schule christlicher Erfahrung, Lehre und Warnung für Jeden, der hören will. Und Neanders Vorlesungen, glaubt nun Möhler, werden von entscheidendem Einfluß auf seine eigenen kirchenhistorischen Arbeiten werden. Wir werden sehen, wie diese Vorahnung in Erfüllung ging. Auch für Möhlers literarische Pläne zeigte sich der persönliche Verkehr mit Neander fruchtbar. Hierüber schreibt Möhler: „Ich sprach mit ihm über die größeren historischen Gegenstände und Arbeiten, die ich beabsichtigte, über die Zeiten des Verfalls des Papstthums, nämlich von der Verlegung seines Sitzes nach Avignon bis auf die Concilien von Constanz und Basel. Er meinte, es sei ein wichtiger und schöner Gegenstand, wenn man nicht blos, wie gewöhnlich, das Schlechte hervorhebe, was ich denn auch keineswegs gesonnen bin." Eine andere wissenschaftliche

Arbeit hatte Möhler bereits in Göttingen in Aussicht genommen. Er schreibt von dort aus, daß er „Materialien zu einer Druckschrift" zu sammeln gedenke. „Der Gegenstand ist eine Geschichte der Einführung des Christenthums in Süddeutschland [1]), worüber noch kein besonders brauchbares Werk ausgearbeitet ist." Merkwürdig, daß keiner dieser ersten Entwürfe zur Ausführung kam. Es erging Möhler eben wie Anderen: Ein erster Lieblingsgedanke wird durch andere verdrängt, dringlichere Arbeiten treten in den Vordergrund, und der erste Plan bleibt unausgeführt.

Besonderer Erwähnung wert und bedeutungsvoll für Beurtheilung seiner ganzen Persönlichkeit halte ich Möhlers Aeußerung über interconfessionelles Verhalten. Hierüber schreibt er aus Göttingen: „Mit denjenigen, von welchen man sich in der Lehre unterscheidet, und weil sich die Unterscheidung auf Ueberzeugung gründen soll, sie auch vertheidigt, soll man sich im Leben in Liebe vertragen; dieß scheint mir ein des Christen würdiges Benehmen zu sein. Daß sich die Protestanten regen, ist Annäherung zum Katholicismus, denn es ist Entfernung vom Indifferentismus; daß die Katholiken antworten, ist Annäherung zum Protestantismus; ein Heraustreten aus Geistes-Erschlaffung und religiös-kirchlichem Ersterben. Wenn sich zwei Gegner nur wieder einmal sprechen, und sollte auch die Rede in nichts Anderem als im Vorhalten der vermeinten

[1]) Möhler nahm die Ausführung auch in Angriff, kam aber über „einige kleine Fragmente" nicht hinaus. Friedrich S. 3. Dagegen nahm sein Nachfolger auf dem Tübinger Lehrstuhl den Gegenstand zum Vorwurf seiner ersten literar. Arbeit. Hefele K. J., Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestl. Deutschland, bes. in Württemberg. Tüb. 1837.

erlittenen Unbilden bestehen, so ist ein schöner Schritt zur Aussöhnung gemacht. Aber möchte man sich dabei doch stets erinnern, daß der Zweck gegenseitige Verständigung und endliche Aussöhnung sei, dann würden wohl Beschimpfungen unterbleiben und Lügen nicht begangen werden. Denn wer möchte wohl Beschimpfung als Mittel zum Frieden wählen und gebrauchen, und wähnen, daß Wahrheit je ein Produkt der Lüge werde?"

Von Berlin reiste Möhler am 1. Februar 1823 nach Breslau, wo ihm Professor Dereser anläßlich eines leichten Unwohlseins liebevolle Aufmerksamkeit schenkte. Seine Schilderung der dortigen mißlichen Zustände[1]) haben wir bereits oben (S. 15) berührt; sie enthält ein in mehrfacher Hinsicht günstiges Zeugniß für Möhlers Charakter: für seinen klaren Blick und sein richtiges Urtheil, seinen Freimuth, vor Allem aber für sein aller Verstellung und Unaufrichtigkeit abgeneigtes Wesen. Die weitere Reise über Prag, Wien, Stift Neuburg, dann die Donau herauf über Landshut und München zurück nach Tübingen, brachte nur für Wien noch einen längeren Aufenthalt. Hier lernte Möhler den Burgpfarrer Frint (1827 Bischof von St. Pölten) näher kennen und fand besonders freundliche Aufnahme bei Ruttenstock, Professor der Kirchengeschichte an der Universität. Ueber diesen letzten Theil der Reise liegen von seite Möhlers keine Berichte mehr vor; Aeußerungen, wie er sie später (1833) anläßlich einer Recension von Ruttenstocks Kirchengeschichte über die kirchlichen Zustände

---

[1]) Die Bemängelung bei Wörner-Gams (S. 80 ff.) ist belanglos, gesucht und theilweise geradezu unrichtig. Möhlers Darstellung findet durch: Movers Frz. Karl, Denkschrift über den Zustand der kathol.-theol. Facultät an der Universität Breslau rc., Leipzig 1845, keine Berichtigung, sondern volle Bestätigung.

Oesterreichs machte[1]), hier gewissermaßen als Reisebericht zu substituiren, wie bei Wörner-Gams (S. 78 ff.) geschieht, halte ich nicht für zulässig.

---

## IV.

## Der Gründer der historischen Schule.

Mit reichen Erfahrungen und vielseitiger geistiger Anregung war Möhler nach Tübingen zurückgekehrt, um nun mit Beginn des Sommersemesters 1823 sein akademisches Lehramt zu beginnen. Selbst wenn Möhler weniger einsichtsvoll, weniger bescheiden und aller Selbstüberhebung fremd gewesen wäre, als wie er sich thatsächlich zeitlebens gegeben hat, in jenem für ihn so wichtigen Augenblicke mußte ihm die Sokratische Sentenz vor die Seele treten: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!" Gewiß war seine bisherige wissenschaftliche Ausbildung, wenn auch nicht so geringwerthig, wie andererseits angenommen wird, doch entfernt nicht ausreichend für den hohen, akademischen Lehrberuf. Tiefere und umfassende theologische Kenntnisse besaß Möhler noch nicht und konnte sie trotz aller Begabung und alles Fleißes noch nicht haben; waren ja doch seine Nebenstudien vorherrschend der Philologie gewidmet gewesen. Dagegen besaß er alle Vorbedingungen zu einem hervorragenden Theologen: hohe geistige Begabung, wissenschaftliche Begeisterung, ruhiges, scharfes Urtheil, unbeugsame Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, edlen Freimuth, tief reli-

[1]) Tüb. theol. Q.-Sch. 1833, S. 700 ff.

giösen Sinn und aufrichtig guten Willen. Alle diese Gaben besaß Möhler von Anfang an bis zum letzten Athemzug, und sie haben aus ihm den anziehenden, großen Gelehrten gemacht, als der er noch heute verehrt wird. In dieser Hinsicht muß hier zunächst eine sicher unrichtige Darstellung von Möhlers innerer Gesinnung rectificirt werden. Wenn sein Principal von 1820 im Todesjahre Möhlers 1838 über ihn schreibt: „daß seine Geistesbildung damals noch nicht die spätere Richtung hatte, ist bekannt" und zur Bestätigung dessen einige sorgliche Aussprüche älterer Pfarrherrn anführt (s. oben S. 24 f.), und wenn dann auf Grund dessen und Möhlers „erster schriftstellerischer und akademischer Lehr-Thätigkeit" der Tübinger Nekrolog [1]) sagen zu dürfen glaubt: „seine Ansichen harmonirten weder durchgängig mit dem positiven Glauben, noch waren sie in allseitiger Uebereinstimmung mit den kirchlichen Institutionen; noch hatte die Kirche die Liebe seines Herzens nicht von ihrem Grunde aus gewonnen, und die Gegenstände seiner Begeisterung lagen zum Theil außerhalb ihrer Kreise," so muß diese Darstellung doch fast nothwendig zu der Annahme führen: Möhlers anfängliche Gesinnung sei rationalisirend, um nicht zu sagen ungläubig und widerkirchlich gewesen, er habe sich erst nach und nach zu positiv gläubigem Standpunkt durchgerungen, kurz, sei aus einem Saulus ein Paulus geworden. Eine solche Anschauung müßte aber zu einer durchaus falschen Auffassung von Möhlers Charakter führen. Nach allen positiven Zeugnissen war Möhler von Haus aus eine tief religiöse, überzeugungstreue, gläubige Natur; für eine solche gibt es aber auf fortschreitender Bahn keine Aenderung der

[1]) Tüb. Q.-Sch. 1838, S. 580.

Gesinnung, wie sie oben angenommen wird, wohl aber eine Aenderung der Erkenntniß. Letztere findet sich selbstverständlich auch bei Möhler, und zwar auf Grund seiner eingehenden, wissenschaftlichen Forschungen. Er selbst sagt[1]: „Durch die Geschichte brachte ich erst zum Bewußtsein, was ich ohne klares Bewußtsein schon in mir trug; daher das Schweben und die Möglichkeit des sich selbst Widersprechens." Wer sich die angenehme Mühe geben will, Möhlers literarische Leistungen von Anfang an aufmerksam durchzugehen, der wird überall denselben tief ernsten, religiösen Geist wiederfinden; selbstverständlich wird die Auffassung und Darstellung mit der Zeit immer klarer, bestimmter und präciser: Geist und Gesinnung aber bleiben dieselben. In allen seinen Aeußerungen, ob er vertheidige, anerkenne oder tadle, ist es immer ein und dieselbe Quelle, der seine Worte entstammen: Aufrichtige Liebe zu Christus und seiner Kirche. Wer möchte im Ernste einen Mann rationalisirender oder widerkirchlicher Gesinnung zeihen, der gleich im Beginn seines literarischen Arbeitens nachfolgende Sätze geschrieben hat[2]: „Als sich später in dem vorherrschenden Rationalismus der protestantischen Gelehrten der Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Kirche verlieren, und darum die Bearbeitung der Kirchengeschichte an Unparteilichkeit gewinnen zu müssen schien, da wurde zwar das Aeußere der Geschichte mit mehr Unbefangenheit behandelt, weil auch eine wahre Darstellung doch nicht mehr schaden zu können schien; aber das christliche Leben der früheren Jahrhunderte aus dem wahren

---

[1]) Friedrich, S. 7.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1824, S. 263.

Gesichtspunkte aufzufassen und darzustellen, dazu fehlte jetzt, auch wenn man gewollt hätte, sogar der Sinn, und man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, welche Zerrbilder einem unter dem Titel der Geschichte geliefert wurden"? Ein paar Jahre später schrieb Möhler gegenüber der Zumuthung von Dr. Krug in Leipzig, zu vergessen, welcher Religionspartei man zugehöre: „Was man ist, kann man nicht vergessen. Wer vergessen kann, was er war, ist es nie gewesen. Rec. hat den Katholicismus nicht blos gelernt; er weiß in religiös-kirchlicher Beziehung von sich nur, inwiefern er Katholik ist, d. h. er lebt in der katholischen Kirche; er kann darum das so wenig vergessen, als er vergessen kann, daß er Mensch und Christ ist" [1]).

Oben (S. 23) wurde von Möhler gerühmt, wie segensreich, eindringlich und nachhaltig er schon als Hilfspriester auf der Kanzel und in der Schule gewirkt habe. Daß dieß einem glaubensschwachen oder gar widerkirchlich gesinnten Priester möglich wäre, wird man bezweifeln dürfen. Zu solchem Wirken gehört glaubenstreue Berufsfreudigkeit, wie jeder zugeben wird, der schon selbst in der Seelsorge thätig war.

Was sodann die oben erwähnten Besorgnisse alter Pfarrherren anlangt, so können wir sie nicht mehr controliren, da nicht gesagt wird, inwieweit Möhler hiezu berechtigten Anlaß gegeben habe. Was wir aber bestimmt über Möhler wissen, gestattet nicht, auf vage Aeußerungen hin, ihm widerkirchlichen Geist und glaubensirrige Gesinnung zu unterschieben. Wer nicht aus der

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1827, S. 87 f.

täglichen Erfahrung schon weiß, welch eigenthümliche Dinge sich oft unter „kirchlicher Gesinnung" verbergen, der mag es den Worten des gottbegnadeten Dichters entnehmen:

„Dienen muß der faltenreiche
Kirchenmantel hundert Zwecken;
Ehrsucht, Habsucht, Machtgelüste,
Haß und Rache muß er decken!" [1])

Wer nun über diese oder jene Erscheinung, als nicht im Interesse und in der Aufgabe der Kirche gelegen, offen und frei seiner Ueberzeugung Ausdruck leiht, kann heute noch, trotz bester und redlichster Absicht in den Ruf „unkirchlicher Gesinnung" kommen, während jener, der am stärksten in das gerade aufgesteckte Horn zu blasen weiß, wenn es auch manchmal noch so schrille Mißtöne gibt, nicht selten als erste Korpphäe „kirchlicher Gesinnung" gepriesen wird. Den wahren Werth der beiderseitigen „Gesinnung" wird freilich ein Anderer zu prüfen haben, den äußerer Schein nicht zu trügen vermag. Möhler nun hat zeitlebens, in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit wie in den ersten, über Erscheinungen, die er dem Zweck und der hohen Aufgabe der Kirche nicht dienlich erachtete, seine Ansicht mit einer Offenheit und einem Freimuth geäußert, die uns heute noch wohlthuend ansprechen müssen. Deßhalb aber zu sagen, daß „die Kirche die Liebe seines Herzens noch nicht gewonnen", könnte nur derjenige wagen, der auch einem hl. Bernhard, Gerson, Grossetête und zahlreichen anderen großen Männern der Vorzeit die Liebe zur Kirche absprechen wollte.

Zunächst hatte Möhler durch drei Semester kirchenrechtliche Vorlesungen zu halten, für die er sich aus vor-

---

[1]) Weber, Dreizehnlinden XVII. 5.

handenen Lehrbüchern nothdürftig ein Collegheft zusammenstellte. Wenn dieses später von einem Schüler in übelangebrachter Verehrung veröffentlicht wurde[1]), so geschah dieß sicher nicht im Interesse des Lehrers. Irgend welchen Werth konnte solch ein Collegheft für weitere Kreise nicht beanspruchen, wie denn die genannten kirchenrechtlichen Vorlesungen nur eine weitere Vorschule bilden sollten für die kirchengeschichtliche Thätigkeit, der sich Möhler vom Herbst 1825 an voll und ungetheilt widmen konnte. Wir haben bereits gesehen, daß Möhler selbst am besten das Unzulängliche seiner Kenntnisse für das Lehramt erkannte. Da er von secundären Werken, wie sie damals zu Gebote standen, keine wirkliche Förderung erhoffen konnte, wollte er lieber zu den ursprünglichen Quellen zurückgehen und aus den ächten Denkmälern des christlichen Alterthums Leben und Einrichtung der Kirche kennen lernen. Hierüber gibt Möhler selbst den besten Aufschluß; er sagt[2]): „Ich hatte die Quellen nicht selbst studirt, sondern bloß gelesen, was andere gefunden zu haben glaubten, deren bei weitem größter Theil gleichfalls kein Quellenstudium hatte. Das Beste und einzig Hilfe Bietende schien also, wie allenthalben, so auch hier das zu sein, daß ich selbst sehe und forsche; ich unterbrach sofort meine genannte Arbeit und las die Schriften der ältesten Kirchenväter.“ Ueber den Erfolg dieses Studiums berichtete er im Herbst 1825 an seinen Studienfreund Lipp, nachmals Bischof von Rottenburg: „Das ernste Studium der Väter hat in mir Vieles aufgeregt; in diesen entdeckte ich zuerst ein so lebendiges,

---

[1]) Wörner-Gams S. 256.

[2]) Friedrich, S. 4.

frisches, volles Christenthum; und Christus wollte es, daß ich die, die er beseelte und zu seiner Vertheidigung erweckte, nicht ohne Früchte lese" [1]). So ist Möhler der Gründer der sog. historischen Schule geworden. Dieselbe faßt die Kirche in ihrem ganzen Verlauf als einen gottmenschlichen und lebenskräftigen Organismus, der sich von Innen heraus durch stetes Wachsthum entwickelt. Hiebei wird das Bleibende und Nothwendige vom blos Zufälligen und Vorübergehenden wohl unterschieden; das zeitlich Unvollkommene wird anerkannt, ohne daß deßhalb die göttlichen Züge des Bildes verkannt oder gar verwischt würden. Bei solch lebensvoller Auffassung kann selbstverständlich kein Zeitabschnitt als allein maßgebend für alle Zukunft angesehen werden; jeder hat seine Vorzüge und seine Gebrechen. Durch fortwährende Ueberwindung der letzteren soll dem Idealbild immer näher gekommen werden.

Den Hauptgedanken der historischen Schule sprach Möhler gleich im Beginn seiner wissenschaftlichen Arbeiten aus. „Führte mich eine innere Nothwendigkeit dahin, sagt er [2]), einen nothwendigen tiefern Zusammenhang in der ganzen Geschichte vorauszusetzen, so mußte ich doch wissen, womit das Spätere zusammenhänge; wollte ich lieber von der ganzen Geschichte nichts wissen, als an keine stete Entwicklung von innen heraus glauben, so that es doch noth, das zu kennen, woraus sich Alles entwickelte, und was das Feste und Bleibende sei". Anläßlich der Besprechung einer protestantischen symbolischen Schrift, sagt er, den Begriff Katholicität erörternd [3]):

---

[1]) Wörner-Gams, S. 95.

[2]) Friedrich, S. 4.

[3]) Rätze J. G. Das Suchen nach Wahrheit, oder Vergleichung der kathol. und protest. Kirche mit der apostolischen der

„Das Christenthum ist als Erscheinung überhaupt und in allen seinen einzelnen Lehren und Gebräuchen eine geschichtliche Thatsache; es wurde als Geschichte von den Aposteln selbst verkündet und dauert als solche fort bis jetzt. Die erste Frage, die daher über jedes einzelne Christliche von jeher entstehen konnte, ist die Frage nach seinem Ursprung und seiner historischen Wahrheit, eine historische Frage, die jeder anderen vorhergeht und nur durch historische Beweismittel erledigt werden kann; und ein solches auf die historische Untersuchung einzig gerichtetes ist das Princip der Katholicität." In der gleichen Abhandlung hat Möhler zugleich auch den Werth und die Bedeutung der historischen Theologie und ihren Unterschied von der dogmatischen in folgender Weise dargethan: „Die Offenbarung an sich und in vollerem Maaße die christliche ist Offenbarung einer Idee, die im neuen Testament Reich Gottes oder Himmelreich genannt wird, und jede einzelne Lehre des Christenthums spricht einen Theil jener Idee aus, ist folglich selbst wieder eine Idee. Alle Ideen aber werden nur offenbar und wirklich in der Geschichte; darum weist die Bibel vom Anfang bis zu Ende die Offenbarung Gottes in der Geschichte nach, und alle der Bibel nachgebildete Theologie kann zunächst nur historisch sein. In der Geschichte hat aber alles, also auch die Offenbarung der Ideen, den Charakter des Zeitlichen, in sicheren zwar, aber auch beschränkten Formen; die Ideen dagegen sind

---

ersten Jahrhunderte. Leipg. 1823, in Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 450—484. Gams führt diese Besprechung Möhlers nicht auf; daß sie ihm zugehört, ergibt sich aus der Lektüre zur Evidenz. Zugleich steht sie sicher in irgend welchem Zusammenhange mit der ersten selbständigen Schrift Möhlers (vgl. Einheit S. 262) und weckte wohl auch zuerst den Plan zur Symbolik.

weiter und höher, als jede zeitliche Form. Darum fühlt die Vernunft, die im Menschen das Vermögen für Ideen ist, sich versucht, die Ideen der Offenbarung jener Formen zu entkleiden und sie in ihrer Unbeschränktheit zu schauen. So entsteht die philosophische, eigentlich wissenschaftliche Behandlung der Offenbarungs-Lehren, im Gegensatz mit der historischen." Bestimmter noch lautet der Satz im ersten selbstständigen Werk: „Die Kirchengeschichte ist nichts anderes, als eine christliche Lebensentwicklung" [1]). Diese Lebensentwicklung aber ist eine stets fortschreitende, und wer sie richtig verstehen und kennen lernen will, muß sich mit vorurtheilsloser Liebe in sie hineinversenken. „Wir müssen nicht blos ein klares Bild von dem Gegenstand in uns haben, sondern wir müssen in dem Christenthum der Zeit leben, und es in uns, da überhaupt das Christenthum eine Sache des Lebens ist, und die Kirchengeschichte eine Entwicklung desselben" [2]). Der ernste Forscher muß sich somit dem jeweils waltenden Geiste anbequemen, diesen aus sich selbst heraus erforschen, nicht aber fremde Gedanken hineintragen; er muß alle einzelnen in einander greifenden Faktoren genau verfolgen und in ihrer Wirkung darstellen. In solcher Weise gestaltet sich (nach Möhler) Wesen und Aufgabe der Kirchengeschichte. „Als Historiker darf man nicht die Idee auf die Thatsachen beziehen; denn das heißt den objektiven Charakter der Thatsachen subjektiv machen, weil man sie durch ein selbst gebildetes Medium anschaut; sondern die Thatsachen treu zusammenstellen und dann dem Leser das Resultat überlassen, oder es auch selbst ziehen" [3]). Ein

---

[1]) Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus. Tübingen 1825, S. 265.

[2]) Friedrich, S. 5.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 504.

eigentliches Wissen der Geschichte, sagt er [1]), ist nicht möglich, wenn nicht „die Beziehungen der einzelnen Entwickelungen unter sich, ihr Zusammenhang und Ineinandergreifen, ihr gegenseitiges Sichbedingen durchgreifend hervorgehoben wird." „Wer die Art, in welcher der christliche Geist zu seiner Zeit sich Gestalt und Form gibt, für die alleinige und absolute betrachtet, der ist im Zufälligen befangen und nicht fähig, eine Zeit, die von der seinigen Zeit verschieden ist, zu würdigen, eben weil er den in einer individuellen Form sich verbergenden Geist nicht mehr zu erkennen vermag [2])." Die Forderung einer pragmatischen Geschichtsbehandlung gestattet nicht, in die Darstellung fremdartige Stoffe oder subjektive Reflexionen willkürlich hinein zu verflechten. „Außer den Betrachtungen, sagt Möhler [3]), die den Zusammenhang erörtern, das Eingreifen des Einzelnen in das Ganze darthun, überhaupt außer dem, was zur Geschichte selbst gehört, sie erläutert, klar und anschaulich macht, gehört nichts in den historischen Vortrag. Die Sitte zu moralisiren, abgezogene, allgemeine Reflexionen beständig einzustreuen, ging von der französischen und englischen Geschichtsschreibung in die deutsche über und trieb lange Zeit ihr langweiliges Unwesen. Schon Augustin hat ebenso schön als richtig die Aufgabe des Geschichtsschreibers überhaupt gezeigt, als er entwickelte, wie die Religionsgeschichte behandelt werden müsse. Er sagt, alles müsse in seinem Zusammenhang dargestellt werden; aber die Nachweisung desselben müsse sich verhalten, wie das Gold in einem Schmucke von Edelsteinen: es solle verbinden und aneinanderreihen,

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 667.
[2]) Tüb. Q.-Schr. 1826, S. 325.
[3]) Tüb. Q.-Schr. 1827, S. 331.

keineswegs aber durch seine allzugroße Masse die Edelsteine kaum bemerklich machen"[1]).

Ein Haupterforderniß für eine nutzbringende und segensreiche Wirksamkeit der Kirchengeschichte sieht Möhler in ihrer strengen Unparteilichkeit und rückhaltlosen Wahrheitsliebe, und er fürchtet hievon nicht die geringste Schädigung der wahren Interessen der Kirche. „Die beste Vertheidigung der guten Sache, sagt er, ist immer ihre reine Auffassung und Darstellung." „Was soll man Dinge erzählen, die nicht geschehen sind, die auch Niemand mehr glaubt"[2]). Bei Besprechung der Kirchengeschichte von Locherer bemerkt er[3]): „Es ist zu hoffen, der Verfasser werde sich recht angelegen sein lassen, eine würdige Geschichte der Kirche zu liefern, daß er in die Mißhandlungen derselben nicht einstimme, daß er zwar die Entstellungen gebührend bezeichne, aber immer so viel Gutes entdecken und anerkennen werde, daß es Allen einleuchte, die Kirche habe ihre Aufgabe immer gelöst; daß wohl oft von innen und außen alles auf sie einstürmte, daß aber der göttliche Geist sich nie unbezeugt ließ und immer ein Mittel schuf, seinen Zweck mit ihr zu erreichen." Ernste Wahrheitsliebe fordert strenge Unparteilichkeit, und der katholische Historiker darf sich darum nicht in den Dienst irgend einer Partei, auch innerhalb der Kirche stellen, falls er der Sache der Kirche wirklich und aufrichtig dienen will. „Der katholische Historiker, sagt Möhler, soll über den Parteien seiner Kirche stehen; das Gute in jeder mit Unbefangenheit anerkennen, nicht minder aber das Irrige, Einseitige oder gar Falsche und Schädliche ohne Rückhalt bemerklich

---

[1]) S. August. De catech. rud. c. 6. n. 10.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 102 und 105.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 107.

machen"[1]). Hiebei muß er sich freilich auf böswillige Anfeindung, unredliche Entstellung, ja selbst kränkende Verunglimpfung gefaßt machen, daher bedarf er einer seltenen Festigkeit, und Entschiedenheit, eines männlichen Freimuthes, den Möhler nicht oft genug, wo immer sich Gelegenheit bietet, rühmend hervorzuheben und anzuerkennen vermag. Bei Besprechung der Fortsetzung von Hortigs Kirchengeschichte durch Döllinger[2]) rühmt er „die Freimüthigkeit, die vor dem allbeherrschenden Richterstuhl der bekannten ἄρχοντες τοῦ κόσμου τούτου nicht zittert". In geradezu heiligem Ernste verurtheilt Möhler sodann die nicht eben edle Gepflogenheit, Männer, die redlich und ehrlich im Dienste der Kirche arbeiten, sich aber nicht in das enge Geleise einseitiger Parteirichtung hineinzwängen lassen, leichthin zu verdächtigen. „Wir mögen es nicht verhehlen, schreibt er[3]), daß es uns sehr unangenehm überrascht habe, als wir aus der Vorrede zur neuen Auflage vernahmen, daß der würdige Verfasser, jetzt Domcapitular, wegen seines Werkes Unannehmlichkeiten erfuhr, da sich in demselben manches Aergerliche, wohl gar Ketzerische finden sollte. Wenn sich nur die trefflichen Richter, diese Alles wissenden Kenner, zu dem Entschlusse bewegen ließen, sich einmal über sich selbst zu ärgern[4]); denn was möchte wohl ärgerlicher erscheinen, als Alles am besten zu wissen und doch die Wissenschaften nicht zu pflegen?"

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1829, S. 115.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1829, S. 99.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1829, S. 97.

[4]) Was würde Möhler erst heute sagen über so manche eigenthümliche Vorkommnisse im Recensionsgewerbe? Hier näher auf die widerliche Sache einzugehen, muß ich mir freilich mit Rücksicht auf das Andenken Möhlers versagen.

Einseitigkeit und Oberflächlichkeit in Behandlung der Kirchengeschichte führen nach zwei Seiten auf Abwege. Anstatt die Kirche in den verschiedenen Perioden aus ihren eigenen jeweiligen Lebensäußerungen heraus genau und richtig kennen zu lernen, klügelt man starre Theorien und einseitige Systeme aus, die zur Mißhandlung der Geschichte, wie der Kirche selbst und ihrer Institutionen führen. In einer Beurtheilung des Mönchthums, das als eine ebenso nützliche als nothwendige Institution dargethan wird, sagt Möhler[1]): „Nur der Mangel des so seltenen wahrhaft historischen Sinnes, der sich mit Liebe und Selbstverleugnung, von den jetzigen Verhältnisse abstrahirend, mitten in die Lebensbedingungen früherer Zeiten hineinversetzt, trägt die Schuld, wenn die Wahrheit des eben Gesagten verkannt wird.“ Aehnlich wird bei einem Excurs über das Mittelalter ausgeführt[2]): „Es begegnet uns oft, daß wir von großen Perioden der Menschengeschichte darum das Urtheil fällen, sie seien unwissend und finster gewesen, weil nur wir nichts von ihnen wissen; so daß wir also lediglich nur unsere Unwissenheit auf sie übertragen, und anstatt mit Bescheidenheit einzugestehen, ihre Wissenschaft und ihr geistiges Leben sei uns unbekannt, mit Dreistigkeit sagen, sie hätten nichts gewußt.“

Der richtige historische Sinn, nicht aber einseitige Theorie führt zur richtigen Erkenntniß der jeweiligen Bedürfnisse der Kirche. „Wir finden, sagt Möhler[3]), in den Gesetzen der ältesten Kirche eine so hohe Weisheit, weil sie nicht aus irgend einer Theorie, sondern aus dem Leben

¹) Tüb. Q.-Schr. 1833, S. 162.
²) Tüb. Q.-Schr. 1833, S. 149.
³) Tüb. Q.-Schr. 1824, S. 94.

hervorgegangen waren; sie hatten oft schon Jahrhunderte lang in der Praxis bestanden, und dadurch den Beweis ihrer Brauchbarkeit abgelegt, ehe sie ausdrückliche Gesetze wurden; die Gesetze richteten sich also nach den Bedürfnissen; späterhin sollten sich oft die Bedürfnisse nach den Gesetzen richten, daher der nicht seltene Widerspruch zwischen beiden, dessen Vertheidigung auf dem Satze beruht: der Sabbat ist nicht des Menschen, sondern der Mensch des Sabbats wegen da." Ein aufrichtiges, liebevolles Eingehen in das Leben der Kirche zeigt, wie diese stets allen Zeiten, Verhältnissen und Völkern gerecht zu werden wußte. Hieraus ergibt sich, daß sie auch in Gegenwart und Zukunft bei treuester Wahrung ihrer göttlichen Glaubenshinterlage mit den jeweiligen Zeitverhältnissen sich auseinandersetzen kann und muß. Das neueste Schlagwort: „Keine Concessionen an die ungläubige Wissenschaft", hätte Möhler sicher nicht zu dem seinigen gemacht. „Bei jeder Einigung, sagt er [1]), sind Concessionen nicht zu umgehen; will demnach die Kirche der gegenwärtigen Bildung ihr Wesen (ihr ewig Beharrliches) einprägen, so muß sie von ihr auch etwas annehmen, die Form nämlich, und kann nicht umhin, sich mit den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Gegenwart zu befreunden."

So manche verkehrte Anschauung, widerliche Mißhelligkeiten und beklagenswerthe Zerwürfnisse gründen nicht selten auf Unkenntniß oder nur oberflächlicher Kenntniß der Geschichte. Darum spricht Möhler [2]) sein „Bedauern aus darüber, daß die deutschen Katholiken nie die Quellen der Kirchengeschichte zu studiren Lust gehabt haben. Sie

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1834, S. 146.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1827, S. 94.

werden von den Franzosen, von den Italienern sogar sehr beschämt und scheinen die Schande nicht einmal je ernstlich gefühlt zu haben. Was Dupin zu einer Zeit für Frankreich sagte, wo das Quellenstudium zwar immer noch im Gange, aber doch schon sehr geschwächt war, paßt ganz eigentlich für Deutschland. Er sagt [1]): On a perdu le goût de l'antiquité, il n'y a plus que la nouveauté qui plaise. La vraie et solide érudition n'est plus du temps; on se contente de savoir les choses superficiellement. On ne fait plus d'étude solide; on apprend l'antiquité par les nouveaux et il est rare, qu'on remonte jusqu'à la source. C'est un malheur très déplorable pour la République des lettres, et il est bien à craindre, que cette étude superficielle ne nous jette dans un état pire que l'ignorance et la barbarie des siècles précédents."

Was die Polemik anlangt, so will Möhler sie aus der Geschichtsbehandlung keineswegs verbannt wissen, hält sie vielmehr für selbstverständlich, falls nicht religiöse Stagnation vorhanden sei; doch soll sie sich stets in edlen, würdevollen Formen halten. „Der gegenseitige Kampf, sagt er [2]), ist nichts Anderes als ein Bestreben, sich zu vereinigen; man will den Widersacher vom Irrthum überzeugen, also für die Wahrheit gewinnen. Wer überhaupt eine religiöse Ueberzeugung, wer das lebendige Bewußtsein ihres christlichen Charakters hat, kann unmöglich wünschen, daß sie nicht allgemein werde. Zu einer Zeit also, wo verschiedene christliche Parteien sich gegenüber stehen und ohne Kampf sich gegenüber stehen, ist keine

[1]) Nouvelle biblioth. des auteurs ecclés. 1690. II. 200.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 101 f. S. auch Vorrede z. ersten Aufl. der Symbolik.

lebendige Ueberzeugung vorhanden, entweder in der einen von beiden, die also aus Gleichgiltigkeit schweigt und dadurch auch der anderen Veranlassung zur Einschläferung gibt, oder in beiden auf einmal. Darauf also wird es nur ankommen, daß der Kampf mit Würde, mit Gründlichkeit und wahrem Interesse für das lebendige Christenthum geführt wird. Die Reibungen unserer Zeit werden wir mithin billigen müssen, mißbilligen können wir nur die schlechte Art zu kämpfen." In einer anderen Besprechung heißt es[1]: „Recensent ist der würdigen Polemik nicht feind; es muß eine geben. Wenn es sich aber um den Werth einer Kirche handelt, dann fordert er, daß die streitenden Parteien nicht vergessen, wer sie sind, und nicht in den Tag hineinreden, sondern nur das, was sie beweisen können und wirklich zu beweisen versuchen, den positiv christlichen Standpunkt stets im Auge behalten und endlich mit der Vernunft, nicht blos mit dem Verstande philosophiren."

In formeller Hinsicht faßte Möhler die Kirchengeschichte nicht als einen abschreckenden Mechanismus mit scheinbar übergelehrtem Apparat, der sich in Kleinigkeiten vergräbt und dabei die großen Aufgaben aus dem Auge verliert; unter Kirchengeschichte verstand er vielmehr eine Geist und Gemüth anregende Wissenschaft. In der Besprechung der Kirchengeschichte von Locherer[2]) heißt es: „Die gewöhnlichen Kirchengeschichten erzählen sehr weitläufig, wie, durch welche Reisen u. s. w. dieses oder jenes Volk bekehrt wurde, da man doch dadurch um nicht Vieles weiser wird, das Christenthum nicht höher schätzen lernt,

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1827, S. 89 f. S. auch oben S. 35 f.
[2]) Tüb. Q.-Schr 1825, S. 105 f.

überhaupt blos etwas für das Gedächtniß, weniger für den Geist und die Befruchtung des Gemüthes erhält."

Endlich hat Möhler, wie durch eigene Lehrthätigkeit, so auch theoretisch, in bestimmten, markanten Sätzen den hohen Werth und die weittragende Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte vor Allem für die Theologen und ihre segensreiche Wirksamkeit dargethan. „Unbestreitbar ist es, sagt er [1]), daß einer der größten Vortheile, den die kirchenhistorischen Studien gewähren sollen, darin besteht, daß der Theologe durch die Bekanntschaft mit den mannigfaltigsten Geistesrichtungen und deren Einfluß auf das Leben vor eigener Einseitigkeit bewahrt werde, und vor der Beschränktheit im Beurtheilen Anderer. Er wird hier die Schärfe, dort die Tiefe des Gedankens, hier die Innigkeit, Lebendigkeit und die Wärme der Empfindung, dort das praktische Geschick und die Begeisterung, die irgend wer zu erregen weiß, mit Liebe anerkennen und nichts verabscheuen lernen, als vorsätzliche Dummheit, Schlechtigkeit und Nichtswürdigkeit."

So hat Möhler den deutschen Katholiken mit sicherer Hand den Weg zu den Quellen der Geschichte der Kirche gezeigt, das richtige Studium und die nutzbringende Verwerthung derselben gelehrt und hat damit in Wahrheit eine neue Epoche ernsten wissenschaftlichen Arbeitens inaugurirt. Mit Recht wird er darum als Gründer der historischen Schule gefeiert.

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1831, S. 82. S. auch Einleitung in die Kirchengesch. in Ges. Schr. II. S. 261 ff. Möhler-Gams, Kirchengesch. I. S. 1 ff.

V.

## Der theologische Forscher.

Will man die Anschauungen und wissenschaftlichen Resultate, wie sie in den verschiedenen Schriften Möhlers niedergelegt sind, richtig verstehen, so muß man vor Allem die Grundsätze, von denen er ausging und die im Vorangehenden ausführlicher dargelegt wurden, richtig auffassen; dann wird man ihm nicht Ansichten und Schlußfolgerungen unterschieben, die niemals die seinigen waren. Dieß gilt gleich von seiner ersten größeren Schrift: „Die Einheit in der Kirche." Die hier niedergelegte Anschauung über den Primat ist ohne genaue Kenntniß von Möhlers Auffassung des innersten Wesens der Kirche unverständlich. Was er von Athanasius sagt[1]), darf mit gutem Recht auf ihn selbst angewendet werden: „er stand mit allen Wurzeln seines Lebens, so tief und so weit sie sich auch verbreiten mochten, in der Kirche: er schaute sich stets nur in der Gemeinschaft der Kirche und in ihrer ganzen Vergangenheit an. Denn er lehrte, Christus habe sich innigst mit der Kirche verbunden, ähnlich wie mit der Menschheit, mit welcher er eine Person ausmacht, so daß sie Christus selbst gleichsam sei". Ganz in diesem Geiste faßte Möhler die Kirche nach ihrem inneren Wesen auf. Sie ist ihm ein lebenskräftiger, durch Christi Geist beseelter und getragener Organismus. „Abweisen werden wir diejenigen", sagt er in seiner ersten Schrift[2]), „die keinen

[1]) Athanasius der Große. Mainz 1827, S. 122.

[2]) Einheit S. 266. Kihn (S. IX) sagt über diese Schrift und Möhlers eigenes Urtheil über sie: „er wurde nur ungern

Primat anerkennen, weil sie die Kirche wie eine lebenslose Masse betrachten, alles wie einen immer fertig gewesenen Begriff auffassen, und der Gedanke eines wahrhaft geistigen Lebens ihnen fremd ist." Aus diesem lebensvollen Organismus heraus entwickelt sich so zu sagen naturnothwendig, wie andere Erscheinungen des kirchlichen Lebens, so auch der Primat. Der Primat ist nemlich nicht etwas Zufälliges, nur äußerlich an die Kirche Angefügtes, sondern organisch aus ihr hervorgewachsen. Wie die Krone des Baumes schon im Samenkorn enthalten, so ist der Primat mit der Kirche selbst gegeben. Ist somit die Kirche göttlichen Ursprunges, so muß es naturnothwendig auch der Primat sein. Wäre dieser nicht mit dem Wesen der Kirche selbst verwachsen, so würde selbst die göttliche Anordnung bedeutungslos geblieben sein. „Was sollte der todte Satz: Ihr müßt einen Mittelpunkt der Einheit haben, auch von Christus gesprochen, wenn diesem keine in dem Innersten der Gläubigen vorhandene Bedürfnisse entsprechen? Nie würde er deßungeachtet ins Leben eingedrungen sein" [1]. Diese mit der Stiftung der Kirche selbst gegebene Einsetzung des Primates ist nach Möhler das Erste und Nothwendigste, wozu sich die specielle Uebertragung desselben an Petrus, wie sie in den Evangelien erzählt wird, man könnte fast sagen, als

---

daran erinnert". An der betreffenden Stelle bei Beda Weber S. 6 heißt es: „Ich werde nicht ganz gerne an dieses Werk erinnert", deßhalb nämlich, weil es eine Erstlingsarbeit gewesen sei. Aehnlichkeit und Unterschied dieser beiden Darstellungen fällt in die Augen. Ueber die Veranlassung der Schrift spricht sich Möhler selbst bestimmt genug aus. Friedrich, S. 3, s. auch oben S. 42 und 43 f.

[1]) Einheit S. 265. 2. A. 240.

nebensächlich verhält. Auch ohne diese letztere müßte der Primat als nothwendige göttliche Institution angesehen werden. Schon aus dieser Auffassung des Primates ergibt sich die Lösung der Frage: ob es nach Möhler je eine Zeit hätte geben können, wo in der Kirche kein Primat bestanden habe; mit anderen Worten, ob dieser etwa nur mit der Person Petri verbunden gewesen und mit dieser zu Grabe gegangen sei, dann aber später, im vierten und fünften Jahrhundert, sich wieder allmählig entwickelt habe. Außer den im Anhang (I, 1 und 2) gegebenen Ausführungen des Collegheftes spricht sich Möhler hierüber auch anderwärts ganz seiner obigen Auffassung entsprechend hinlänglich klar und bestimmt aus. Anläßlich einer Besprechung der Kirchengeschichte von Locherer tadelt er dessen Versuch, den Primat in der ersten Periode durch Zeugnisse aus der zweiten beweisen zu wollen und sagt dann[1]: „Der Primat läßt sich auch aus der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte recht gut nachweisen.“ In der Recension einer Monographie über Alcuin aber heißt es[2]: „Zuerst ist es nicht unsere Meinung, daß die Hierarchie ein leeres Zeitgebilde sei, wir erkennen vielmehr in ihr etwas Göttliches und an sich selbst und für jede Zeit Nothwendiges.“

Von der Einsetzung oder Nothwendigkeit des Primates verschieden ist dessen Wirksamkeit oder Aeußerung. Gemäß seiner Auffassung von der Kirche als einem lebenskräftigen und thätigen Organismus nahm Möhler eine allmählige Entwicklung und immer bestimmtere Ausgestaltung des Primates an und schritt seinerseits von dem anfänglich

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 107.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1830, S. 288.

vertretenen schroffen Episcopalsystem zu einer immer milderen Auffassung desselben fort. Nach Möhler ist das einigende Lebensprincip der Kirche der göttliche Geist und die von ihm ausgehende Liebe in den Gläubigen. Diese innere Einheit muß selbstverständlich auch nach außen in die Erscheinung treten, Form und Gestalt annehmen; dieß geschieht in der Hierarchie, an deren Spitze der Primat steht. „Nach der höheren, ächt christlichen Ansicht, die besonders im Katholicismus hervortritt, ist der Geist Gottes das immerwährend in der Kirche waltende, sie ihrem Zwecke entgegenführende Princip; alles Uebrige ist Organ dieses Geistes, Mittel u. s. w., und wer eines von diesen Organen zum Mittelpunkt der Geschichte wählt, erfaßt sie äußerlich" [1]. Darum „muß der Geschichtschreiber den waltenden hl. Geist, nicht die Hierarchie anbeten lehren" [2]. Für die weitere Betrachtung nun gilt Möhler folgender bemerkenswerthe Satz als Axiom: Je reiner und stärker sich die innere Einheit gestaltet, desto weniger markant tritt die äußere Form in den Vordergrund und umgekehrt. „Das äußerlich-religiöse Leben steht mit dem innern gerade im umgekehrten Verhältniß; in dem Grade, wie dieses abnahm, mehrte sich jenes" [3]. Am schönsten und reinsten aber tritt uns das innere christliche Leben, die innere Einheit in der ersten Zeit der Kirche entgegen, weßhalb sich auch hier die äußere Einheit am wenigsten bemerklich machte. In dieser ersten christlichen Zeit schaut Möhler das Idealbild der Kirche, in das er sich mit innigster Seele versenken möchte, und dessen Rückkehr er

---

[1] Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 497.
[2] A. a. O., S. 501.
[3] A. a. O., S. 487.

stetsfort von einer glücklicheren Zeit erhofft. „Man sollte, sagt er[1]), den Leser nie in der klaren, reinen Auffassung der hohen Liebe, der Einfalt, der nicht bloß äußeren, sondern wahrhaft geistigen Einheit der ersten Christen (Apg. IV. 32) verhindern. Wie sehr wird der Leser irregeleitet, wie unangenehm wird ihm der schönste Genuß entzogen, die ihm die Stelle gewährt: die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, wenn man ihm beibringen will, sie seien wie Sklaven vor Despoten gestanden, sich nicht unterfangend, die Lippen zu bewegen." „Der Geschichtsschreiber sollte sichs zur ganz besonders angelegenen Pflicht machen, seine Leser durch ein recht lebendiges Gemälde des damals so schönen gegenseitigen Verhältnisses zwischen Klerus und Volk zu erwärmen, auf die nur zu bald folgende Kälte hin; er sollte um so mehr hier seine Leser zu begeistern suchen, als nur zu bald die Zeit kömmt, wo man nicht weiß, ob man mehr die traurige Lage der Gemeinden bedauern soll, welche nebst dem niedern Klerus nur Furcht gegen ihre Bischöfe zu fühlen im Stande waren, oder ob man beweinen soll die Bischöfe, die nur für solche Gemeinden paßten. Die ganze apostolische Zeit würden wir in dieser Beziehung genau kennen, wenn wir nichts von ihr wüßten, als die Worte Apg. XV. 29., womit die Apostel und Aeltesten ihr Schreiben an die Antiochier schlossen: Wenn ihr es befolget[2]), werdet ihr wohlthun. Welcher Abstand gegen das: si quis aliter dixerit, anathema sit! Rec. weiß, daß es nothwendig wurde, aber das soll uns nicht hindern, uns der schönen Erinnerung hinzugeben, daß eine Zeit war, wo es nicht nöthig gewesen; und darum auch der Hoffnung, daß eine

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 505 ff.

[2]) Eigentlich: Wenn ihr euch vor diesem hütet.

Zeit kommen möge, in der es nicht mehr nöthig sein wird." Von diesem Möhlerischen Standpunkt aus kann erst dessen frappante Schlußfolgerung richtig verstanden werden: „im traurigsten und verwirrtesten Zustand der Kirche wird der Primat am ausgeprägtesten erscheinen, die ganze sonst vertheilte Kraft der Kirche wird sich in einem concentriren, um allem ihrem Gedeihen Widerstrebenden desto energischer entgegenwirken zu können" [1]). Ganz dasselbe besagt der an und für sich fast paradox klingende Satz: „Das Papstthum (d. h. wie es sich im Mittelalter ausgestaltet hat) ist ein Produkt der Unwissenheit und Barbarei, aber nicht die Unwissenheit und Barbarei ein Produkt des Papstthums" [2]).

Ueber die Ausgestaltung des Primates und dessen Verhältniß zum Episkopat bestanden von jeher zwei Anschauungen: das Episkopal- und das Papalsystem, wovon Möhler anfänglich das Erstere möglichst schroff zu vertreten suchte [3]). Bei näherem Eingehen auf die Sache kam er in Bälde zu der Ansicht, daß beide Richtungen in ihrer Einseitigkeit unrichtig seien. Dieß spricht er in treffender Weise also aus [4]): „Zwei Extreme im kirchlichen Leben sind möglich und beide heißen Egoismus, sie sind: wenn ein Jeder oder wenn Einer Alles sein will; im letzten Falle wird das Band der Einheit so eng und die Liebe so warm, daß man sich des Erstickens nicht erwehren kann; im ersteren fällt alles so auseinander, und es wird

---

[1]) Einheit S. 274. 2. A. 249.

[2]) Friedrich S. 70. Auch die Gewaltthaten weltlicher Machthaber haben das Ihrige zur Erhöhung der päpstl. Gewalt beigetragen. Vgl. Ges. Schrift. II, S. 258.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 265 ff. und 496 ff.

[4]) Einheit S. 271. 2. A. 246.

so kalt, daß man erfriert. Der eine Egoismus erzeugt den andern; es muß aber weder Einer noch Jeder Alles sein wollen. Alles können nur Alle sein und die Einheit Aller nur ein Ganzes. Das ist die Idee der katholischen Kirche." Daß sich der Primat entfalte, ergibt sich aus seinem Wesen. Als Organ der Kirche muß er sich wie diese selbst thätig erweisen; daher bemerkt Möhler gegenüber Locherer[1]), der in jeder Lebensäußerung des Primates nur Usurpation, Anmaßung u. dergl. erblicken kann: „Wie reimt er den Begriff von einer göttlichen Institution des Primates damit zusammen, daß jede Bewegung desselben eine Anmaßung, jedes Recht ein Unrecht sei? Wenn der Primat von Christus eingesetzt ist, so kann er nach Rec. Ueberzeugung nicht unthätig sein, und liegt es in seinem Begriff, thätig zu sein, so muß seine Thätigkeit zugleich wohlthätig sein; womit übrigens Rec. natürlich nicht alle Bewegungen des Primates und noch weniger die Thätigkeit jedes einzelnen Papstes als wohlthätig bezeichnet haben will, so wenig er gemeint sein könnte, jeder christliche Lehrer sei ein Heiliger, wenn er behauptet, das christliche Lehramt habe Christus angeordnet." In ganz ähnlicher Weise spricht sich Möhler über diesen Punkt auch in seiner Symbolik[2]) aus und zwar so, daß er in den fortschreitenden Auflagen immer mehr einem gemäßigten Episkopalsystem das Wort redet.

Entsprechend der vorherrschend inneren und geistigen Auffassung der Kirche und ihrer Thätigkeit urtheilte Möhler

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1828, S. 330.

[2]) 6. Aufl., § 43 S. 388 ff. S. 336 wird in klassisch begeisterter Weise die Einheit der Kirche, sowie die Liebe und Verehrung des Katholiken für dieselbe geschildert. S. auch Schmid i. Jahrb. d. Görres-Ges. 1895, S. 612 f.

auch über die zeitweilige Verbindung von bischöflicher und fürstlicher Gewalt. Seine dießbezüglichen Anschauungen mögen hier im Zusammenhang mit den Ausführungen über die Hierarchie um so mehr einen Platz finden, als sie zugleich einen Schluß auf die sog. römische Frage gestatten. Möhler erachtet die Vereinigung des Fürsten und Bischofs in Einer Person als „das Gefährlichste für Kirche und Staat. Allerdings ist die Entstehung der geistlichen Fürstenthümer in Deutschland an sich ehrenhaft gewesen, trug wesentlich zur Ordnung und Freiheit des deutschen Reiches bei und die Vereinigung beider Gewalten im Papste (nämlich daß er weltlicher Fürst eines bedeutenden Theils von Italien und Papst ist) ist sogar von welthistorischer Wichtigkeit. Allein dessen ungeachtet ist es etwas Unnatürliches, und nur beim Papst kann die Vereinigung fortdauernd gewünscht werden; aber nicht an sich, sondern nur um der Immoralität der Menschen willen. Ließe sich denken, daß das päpstliche Ansehen unangetastet und frei sich erhalten könnte, ohne daß der Papst zugleich unabhängiger Fürst wäre, wer würde nicht wünschen, daß er blos das Oberhaupt der Kirche wäre, und seine ganze Thätigkeit dieser widmen könnte? Diesen Fall ausgenommen, ist es durchgehends besser, daß die Bischöfe blos noch Bischöfe sind." Dem Einwand, daß bei Vereinigung beider Würden der Fürst den Bischof leicht unterstützen könnte, antwortet Möhler: „Es gibt gewiß ebenso viele Fürsten, die durch ihre Weisheit sich gedrungen fühlen, der Kirche beizustehen, als Bischöfe, die durch ihre Unweisheit, obschon sie zugleich Fürsten sind, nichts leisten" [1]). Dieser Anschauung gemäß billigt Möhler die

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1827, S. 335 f.

gewaltsame Säkularisation am Anfang unseres Jahrhunderts; „denn, sagt er[1]), welchen anderen Rechtsanspruch hat die Geistlichkeit auf ihren äußeren Besitz an Ehre und Gütern, als ihre Tauglichkeit für die Zwecke der Kirche und die Erfüllung der Pflichten ihres Amtes? Und hat wohl, die Sache von einem höheren Standpunkte angesehen, die Vorsehung selbst ein anderes Mittel, ein in der Sinnlichkeit versunkenes und versumpftes Geschlecht wieder frei zu machen, als die Hinwegräumung des Sumpfes selbst! Wenn also jene fremden Hände die Geistlichkeit ausgeplündert und erniedrigt haben, so haben sie es als die Werkzeuge der Vorsehung gethan, und wahrlich, sie werden fortfahren, es noch ferner zu thun, wenn es noch ferner noth sein wird.“

Unverkennbar wollte er seine Zustimmung zu erkennen geben, als er einen dießbezüglichen Abschnitt aus den „Denkwürdigkeiten“ des Cardinals Pacca in seine Besprechung herübernahm[2]). „Ich dachte, sagt der Cardinal, daß der Verlust der weltlichen Herrschaft und des größten Theils der geistlichen Güter die Eifersucht und feindselige Stimmung, welche man jetzt allgemein gegen den römischen Hof und gegen die Geistlichkeit hegt, aufheben oder wenigstens schwächen werde; daß die Päpste von der schweren Bürde, welche ihnen ihre weltliche Herrschaft auflegt und sie zwingt, einen Theil ihrer kostbaren Zeit weltlichen Geschäften zu widmen, alle ihre Aufmerksamkeit auf die geistliche Regierung ihrer Kirche verwenden würden, daß nach Verlust des Glanzes und pomphaften An-

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1830, S. 542.

[2]) Pacca, Histor. Denkwürdigkeiten über Pius VII. 3 Bde. Augsb. 1832. 2. A. 1835 I. S. 16. Tüb. Q.-Schr. 1832, S. 402.

sehens und des Reizmittels weltlicher Güter nur Diejenigen in den römischen Clerus treten würden, welche, wie man sagt, „bonum opus desiderant“, und daß künftig die Päpste bei der Wahl ihrer Räthe nicht so viele Rücksichten zu nehmen haben würden auf den Glanz der Geburt, die Verwendung von Mächtigen und Empfehlungen auswärtiger Regenten, weßwegen man oft von den Beförderungen in Rom sagen kann: „multiplicasti gentem, sed non magnificasti laetitiam“ [1]). Ich dachte endlich, daß bei Berathungen in geistlichen Sachen, unter den Gründen, welche eine Maßregel annehmen oder verwerfen machten, die Furcht vor dem Verluste weltlicher Herrschaft keinen Einfluß mehr haben würde; eine Furcht, welche, in die Wagschale gelegt, oft kleinmüthige Nachgiebigkeit veranlassen kann.“

Wie Möhlers Ausführungen bezüglich des Primates und der Hierarchie überhaupt unmöglich richtig verstanden werden können, ohne genaue Berücksichtigung seiner Auffassung von der Kirche selbst, so gilt dieß mehr oder weniger bei allen seinen andern Darstellungen. Durch das Studium der heiligen und der Väter-Schriften hat Möhler die Kirche als die große göttliche Heilsanstalt kennen gelernt, deren Lebensprincip göttliche Liebe, deren letzter und Hauptzweck immer und überall die salus animarum ist und sein soll. Unter diesem Gesichtspunkt werden denn auch alle Erscheinungen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte im Leben der Kirche zeigen, gewerthet und beurtheilt. Das Ideal der Kirche wäre nach Möhler die Ausgestaltung des hohenpriesterlichen Gebetes [2]):

---

[1]) Jes. IX. 3.
[2]) Joh. XVII. 11.

„Heiliger Vater, bewahre sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, damit sie Eins seien, sowie auch wir.“ Die Liebe Gottes und Jesu Christi soll darum die Triebfeder alles Handelns im Leben der Kirche sein; die Liebe zu Gott soll ihr Verhältniß zu diesem bestimmen, die Liebe zu den Brüdern alle Verhältnisse der Christen unter einander. Was diesem Lebensprincip entgegen ist, wird von Möhler auch offen und frei als solches gewerthet, und unter diesem Gesichtspunkt müssen seine oft ernsten und freimüthigen Aeußerungen beurtheilt werden. Hienach ist es leicht verständlich, wenn Möhler in ganz besonders ernster Weise der Eintracht und Einmüthigkeit und zwar in erster Linie unter dem Clerus das Wort redet. In der Besprechung einer Monographie über Tertullian, bemerkt er zu der Stelle: Pax vestra bellum est illi, Euer Friede unter einander ist Krieg mit ihm (dem Feinde des Heiles); „ein großes Wort, das wohl zu allen Zeiten den Streitern für das Reich Gottes sollte zugerufen werden“ [1]). Noch ernster spricht er sich hierüber aus anläßlich der Anzeige einer Schrift über eine mögliche Reform der katholischen Kirche Deutschlands. Die Worte des Verfassers (Kastner) zu den seinigen machend, sagt er [2]): „Vor Allem sei herzustellen mehr Eintracht unter den Geistlichen, mehr priesterlicher Bruder- und Gemeinsinn, ein ehrwürdiger Geist der vertrauensvollen Berathung und Zusammenwirkung in der Amts- und Geschäftsführung; mehr Subordination der jüngeren und überhaupt untergeordneten Geistlichkeit gegen ihre unmittelbaren Vorstände und gewissenhafte Glaubenstreue im Vortrage

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 651.
[2]) Tüb. Q.-Schr. 1830, S. 542 f.

des göttlichen Wortes und bei den übrigen priesterlichen Verrichtungen."

Ueber die viel verhandelte und verschieden beantwortete Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat äußert sich Möhler mehrmals. Einmal[1]) stellte er sogar eine eingehendere Erörterung darüber in Aussicht: „Wie aus dem Wesen des Katholicismus heraus das Verhältniß zwischen Staat und Kirche construirt werden müsse". Eine solche Abhandlung findet sich unter seinen Schriften nicht[2]), wohl aber äußert er sich hierüber gelegentlich der Besprechung anderer Werke. So heißt es[3]): „Die erste Entstehung der Staaten schon ist religiös; in einem christlichen Staate muß die christliche Religion die Seele sein; damit ist die Einheit Beider gegeben. Sobald also die christliche Kirche einem Staate ihren Geist mitgetheilt hat, ist die innere und wesentliche Verbindung derselben gesetzt. Damit aber diese Einheit keine Einerleiheit werde, und die Kirche nicht im Staate aufgehe, wodurch sie ihren freien belebenden Geist verlieren, und der christliche Staat selbst seines christlichen Charakters gewiß bald verlustig würde, muß es eine Differenz geben, und diese muß hervortreten, weil sie sonst nicht da wäre, und sie tritt nur dann hervor, wenn die Kirche auf ihrem ganzen Gebiete frei und selbstständig waltet, natürlich vorbehalten die in dem Wesen des Staates liegenden Rechte in Bezug auf sie. (Denn

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 265.

[2]) Vermuthen möchte ich, daß Möhler der interessanten „theologisch-historischen Betrachtung" über weltliche und kirchliche Regierung (Tüb. Q.-Schr. 1831, S. 1—43) nicht ganz ferne stehe; positive Beweismomente fehlen jedoch. Auch Gengler könnte der Verfasser sein.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 275 f.

wahrte der Staat nicht fest seine Rechte, so könnten, allerdings nicht die Kirche, aber doch zeitliche Oberhäupter derselben, in ihr selbst despotisch werden, und schon deßwegen kann man selbst in der Kirche nur darauf bestehen, daß der Staat nicht lässig sei). So ist bei aller Verschiedenheit dennoch keine Trennung Beider und Lossagung von einander, bei aller Einheit dennoch keine Vermischung. Aufgeben aber sollte man es einmal, den Ausdruck Staat im Staat so zu gebrauchen, daß man mehr damit schrecken, als dabei denken will.“ Möhler betrachtet Staat und Kirche, sowie ihr gegenseitiges Verhältniß nicht als eine Machtfrage, sondern vom sittlich-religiösen Standpunkt aus. Dieß ergibt sich aus einer Besprechung der Schrift Ammons, dessen Worte er ganz zu den seinigen macht[1]): „Die Kirche in ihrem inneren Wesen erfaßt, ist kein Privatverein zu willkürlichen, sondern, wie der Staat, eine allgemeine, große Gesellschaft, die sich zu nothwendigen, unerläßlichen, von Vernunft und Gewissen für das heiligste Interesse der Menschheit in Anspruch genommenen Zwecken die Hand bietet. Der Zustand der Natur, des Rechtes und der religiösen Sittlichkeit sind drei abgemessene, fortschreitende Ordnungen, die, so lange Gott und sein heiliger Wille walten, kein Sterblicher verhöhnen und verletzen darf, und wenn die rechtliche Gesetzgebung des Staates nichts Anderes ist, als eine fortgesetzte Naturordnung für die äußere Freiheit, so ist die Religion mit ihrer Pflegerin, der Kirche, nichts Anderes, als eine fortgesetzte veredelte Rechtsordnung für die innere Freiheit vor Gott und unserem Gewissen.“ Daraus, daß sich die Kirche auf dem Gebiete des Staates anbaut und bewegt, wie die Seele im Leib, darf in keiner Weise eine geistige

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 299.

Abhängigkeit derselben gefolgert werden, „weil sonst die sittliche Bestimmung des Menschen, seine Annäherung an den Schöpfer, ja sein Glaube an das Wort Gottes selbst, der Willkür und Laune schwacher Menschen unterworfen sein würde: ein Gedanke, welcher die Religion in ihrer Wurzel vernichtet oder sie doch in einen politischen Götzendienst verwandelt". Andererseits weist Möhler den Gedanken einer äußeren Herrschaft der Kirche über den Staat mit gleicher Entschiedenheit zurück, als ein Verkennen des Wesens der Kirche. Den Versuch, eine solche Ueberordnung aus der höheren Idee der Kirche über jene des Staates ableiten zu wollen, erklärt er [1]) für eine „Vermischung der Begriffe", sofern die Idee der Kirche mit ihrer Erscheinung verwechselt und, was aus jener folgt, ohneweiters auf die Träger der Kirchengewalt übertragen werde. Allein von diesen können die höheren Gesetze des Christenthums geradeso verletzt werden, wie von den Trägern der Staatsgewalt. „Die Kirche als ein ethischer Verein ist auf Freiheit gegründet, sie kann nur wirken durch Einwirkung auf den Geist, durch Belehrung; aller äußere Zwang ist ihrer Natur fremd. Das Herrschen über den Staat ist aber ohne Zwangsmittel mit äußeren Folgen gar nicht möglich, wie die Geschichte des Mittelalters zeigt. Herrscht also, wie im Mittelalter, die Kirche über den Staat, so muß sie ihren eigenen Charakter schon verloren haben, d. h. sie wirkt nicht mehr als Kirche, sobald sie über den Staat zu herrschen beginnt; bei ihr selbst muß schon Freiheit in Zwang, und Geist in Mechanik übergegangen sein." Des Weiteren wird noch ausgeführt, daß die Kirche als solche mit dem (wahrhaft christlichen)

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 283 ff.

Staat nie in Collision komme; „Collision entsteht nur dann, wenn der eine Theil in die Rechte des anderen eingreift, wenn die Kirche nicht mehr als Kirche, und der Staat nicht mehr als Staat wirkt" [1]). Hiebei faßt Möhler selbstverständlich den Staat immer als christlichen, als solchen, der die höheren Gesetze des Christenthums in sich aufgenommen, dessen Institutionen vom Geiste des Christenthums durchdrungen sind, der somit, wie er seinen Elementen nach ein christlicher ist, diesen Charakter auch in allen Momenten seines Bestandes und in allen Verhältnissen, in die er nach innen und außen kommen mag, bewahren soll [2]).

Kaum richtig dürfte Möhler von der heutigen Zeit verstanden und beurtheilt werden betreffs seines warmen und entschiedenen Eintretens für möglichst ausgedehnte Verwendung der Volkssprache beim liturgischen Gottesdienst. Es ist nicht etwa Neuerungssucht, nichts stand Möhler zeitlebens ferner, als dieß, oder rationalisirende Verflachung oder gar kirchlicher Oppositionsgeist, was ihn hiebei leitete, sondern einzig und allein die geschichtlich-religiöse Auffassung der Frage. Genaues Studium des christlichen Alterthums überzeugte ihn unwiderstehlich, daß die Kirche in den ältesten Zeiten bei ihrer schweren Missionsarbeit stets die Sprache des Volkes gesprochen, denn alle alten Liturgien sind in den betreffenden Volkssprachen abgefaßt. Hiebei ist die Kirche aber nur einem tiefinnern Zug des menschlichen Herzens gefolgt;

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1823, S. 285.

[2]) Vgl. über diese Frage noch die Ausführungen in Tüb. Q.-Schr. 1826, S. 77 ff. Ein Wort in Sachen des philos. Colleg. zu Löwen. Dann das Schreiben über die Verhältnisse und Zustände der Schweiz (1836) in Ges. Schrift. II., S. 253 ff.

denn „es hat etwas unaussprechlich Wohlthätiges für das Gemüth des Menschen, in der feierlichsten, schönsten und erhabensten Stimmung seines geistigen Wesens, und das sind gewiß die Momente, wo er in die unmittelbarste Verbindung mit Christus, seinem Heilande, tritt, was ja in der Messe geschehen soll, sich seiner Muttersprache zu bedienen. Wie diese in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aus unserem innersten Wesen hervorgeht, so ergreift sie auch dasselbe wieder auf das lebendigste und innigste. Auf eine ganz eigene Art fließen ihre Töne in unsere Seele und bringen die wunderbarsten Wirkungen hervor. Bei den Hauptmomenten in der Messe müssen Priester und Volk in der innigsten Wechselwirkung stehen. Was leistet da nicht der Verband der Sprache! Ja da geht auf, was verschlossen war, und Bewegungen in der Seele zeigen sich, die zu den wahrhaft himmlischen Erscheinungen in unserem Erdenleben gehören"[1]). Möhlers weitere Begründung seiner Anschauung, sowie die Richtigstellung der dagegen vorgebrachten Einwendungen mögen im Anhang (I. 3) nachgelesen werden. Hier nur noch die Bemerkung, daß er seine 1823 und 1825 vertretene Anschauung auch 1830 [2]) noch in allem Wesentlichen aufrecht hielt. Er redet auch da noch einem möglichst ausgedehnten Gebrauch der Volkssprache im Rituale das Wort, will dagegen den Meßritus unverändert erhalten wissen. „Rec. bescheidet sich, daß sich gerade hier (Missale) bei dem ursprünglich römischen, aber in Deutschland, wiewohl erst nach dem Concil von Trient, allgemein eingeführten Meßbuch die größten Schwierigkeiten gegen eine

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1825, S. 286 f. Vgl. auch Einheit, S. 184 ff.
[2]) Tüb Q.-Schr. 1830, S. 544 ff.

Abänderung erheben dürften, auch gesteht er, daß er, ohne den Gründen des Verfassers und anderer Vertheidiger der lateinischen Sprache das mindeste Gewicht beizulegen, die bloße Uebertragung der Messe in die deutsche Sprache weder für ein Bedürfniß hält, da sich deutsche Meßandachten zum Theil mit wörtlichem Anschluß an das lateinische Missale schon in den Händen des Volkes befinden, noch für einen wahren Gewinn." Später kam Möhler nicht mehr auf diese Frage zu sprechen[1]).

Vom gleichen religiösen Gefühle eingegeben war auch Möhlers anfänglich so entschiedenes Eintreten für den Laienkelch[2]). Noch in seiner Symbolik[3]) sagt er hierüber: „Gleichwohl würden wir uns freuen, wenn es einem Jeden freigestellt würde, ob er aus dem gesegneten Kelche trinken wolle oder nicht; was auch zuverlässig geschehen wird, wenn sich der allgemeine Wunsch in Liebe und Eintracht eben so sehr für den Genuß desselben aussprechen wird, als er sich vom zwölften Jahrhundert an dagegen ausgesprochen hat".

Zu mannigfachen Erörterungen hat Möhlers Beurtheilung des Ordens der Jesuiten Anlaß gegeben. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle die verschiedenen Aeußerungen gegen einander abzuwägen, die einen gegen die anderen auf ihre Richtigkeit zu prüfen und je nachdem zu vertheidigen oder zu widerlegen. Hier handelt es sich nur darum, das Andenken Möhlers zu ehren und ihn

---

[1]) Merkwürdiger Weise führt Kihn (XIX) als Beweis, daß Möhler hierin seine Ansicht später geändert, den Aufsatz „Fragmente aus und über Pseudoisidor" an, wo sich aber nicht ein Wort über Kirchensprache findet.

[2]) S. Tüb. Q.-Schr. 1824, S. 648; 1825, S. 287 ff.

[3]) 6. Aufl. § 34, S. 320.

nicht in das Parteigetriebe zu verflechten, dem er zeitlebens ferne stand und absichtlich fernstehen wollte. Wie bei allen Fragen stellte sich Möhler auch hier auf die hohe Warte eines unparteiisch forschenden Historikers und als solcher hat er nach bestem Wissen und Gewissen sein Urtheil abgegeben. Die hervorragenden Vorzüge des Ordens hat er freudig und rückhaltslos anerkannt und hiebei mit seinem Lobe nicht gekargt, dabei aber auch das, was er als Schatten bezeichnen zu müssen glaubte, offen und freimüthig dargethan[1]). Daß es aber in einer von Menschen gebildeten Gesellschaft auch Schattenseiten geben kann, dürfte Niemand auffallend finden. Ein hervorragender Apologet des Ordens[2]) sagt hierüber: „Bei jeder gesellschaftlichen Verbindung, die aus schwachen Menschen besteht, sind Mängel und Fehler möglich, und deßhalb konnte auch die Genossenschaft, welche sich die Gesellschaft Jesu nennt, nie so anmaßend oder so einfältig sein, für ihre Mitglieder Unfehlbarkeit und Unsündbarkeit in Anspruch zu nehmen." Um in dieser, hier nicht zu umgehenden Frage möglichste Objektivität zu wahren, haben wir die betreffenden Ausführungen Möhlers im Anhang (I. 4) im Wortlaut gegeben, um so jedem Leser ein eigenes Urtheil zu ermöglichen. Wir verkennen hiebei freilich nicht, daß die heutige ganz in das Parteigetriebe verstrickte Zeit zu ruhiger, objektiv-historischer Werthung dieser Frage nicht recht geeignet ist.

Mit dem ihm eigenen Scharfsinn und klaren Blick durchschaute Möhler das schwierige theologische Problem von dem Verhältniß von Gnade und Freiheit, sowie

---

[1]) S. auch Beda Weber, Charakterbilder, S. 7.

[2]) Duhr Bernh., Jesuitenfabeln. 2. A. Freiburg 1892. S. V.

auch die viel verhandelte Augustinische Streitfrage. Rückhaltslos sprach er seine dießbezügliche Ueberzeugung dahin aus[1]): „Man sollte, däucht uns, einmal offen gestehen, daß Augustinus in der Darstellung der Lehre vom Verhältniß zwischen Freiheit und Gnade zu weit gegangen, daß seine Lehre nicht die der Kirche, und die Berufung auf ihn eben die Berufung auf einen zwar großen und um die Kirche unendlich verdienten, aber doch dem Irrthum unterworfenen Menschen sei. Mit seiner seit dem Jahre 396 (? 417) vorgetragenen Lehre besteht einmal die Freiheit des Menschen nicht, wenngleich er es, sich selbst täuschend, meinte. Manche katholische Schriftsteller haben dieß längst anerkannt, und hätte die große Verehrung, mit welcher die Katholiken Augustinus mit Recht umfaßt haben, gestattet, allgemein zuzugestehen, daß auch er sich zuweilen, und zwar in sehr wichtigen Dingen, geirrt habe, wahrhaftig, große Streitigkeiten wären dadurch entweder vermieden oder doch in kürzerer Zeit erledigt worden.“ Hierauf führt Möhler noch eine dießbezügliche Aeußerung des Cardinals Sadolet an[2]).

Die weiteren Resultate von Möhlers wissenschaftlichen Forschungen, wie sie in seinen Allen zugänglichen Werken und Aufsätzen niedergelegt sind[3]), hier auszüglich darlegen zu wollen, ist selbstverständlich unthunlich; hieße auch die-

---

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1833, S. 713.

[2]) Epp. l. IX. Ad Contar. Lugdun. 1550 p. 340: Primum tibi praedico, me in illa de libero arbitrio sententia non omnino assentiri Augustino, qui libertatem nostrae voluntatis perspicue aufert; dum Dei gloriam maxime complecti vult, videtur mihi derogare aliquid potius quam quod debebatur tribuere. Vgl. über diese Frage P. Odilo Rottmanner, der Augustinismus. München 1892.

[3]) Das Verzeichniß derselben s. Anhang II.

selben nur abschwächen. Nur hinsichtlich der „Symbolik", die Möhlers Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt gemacht hat, seien hier einige Bemerkungen angefügt über Tendenz und Entstehung. Daß sich bei Möhler die denkbar edelste und gründlichste Auffassung und Behandlung confessioneller Fragen findet, haben wir bereits oben (S. 35 und 51 f.) gesehen, auch zeigt sich dieß bei jedem Anlaß, wo er auf derartige Gegenstände zu sprechen kommt. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht eine Bemerkung, die Möhler anläßlich der Besprechung einer Jubelschrift über die Confessio Augustana macht. Er nennt letztere „ein dem Wesen nach beinahe rein katholisches Document" und fährt dann fort[1]): „Die Katholiken sind es auch, welche noch den wesentlichen Inhalt dieser Urkunde glauben, und glaubten diejenigen, die das Jubelfest ihrer Uebergabe an den Kaiser begehen, ebenso viel von derselben, als die Katholiken, die dieselbe betrauern, so stünde es wohl in allweg mit christlich-kirchlichem Leben besser, als wirklich der Fall ist." Wer Möhlers Charakter, wie er schon aus unserer bisherigen Darstellung hervorleuchtet, richtig aufgefaßt, kann nicht im Geringsten zweifelhaft sein, daß derselbe seine Symbolik nicht des Streites, sondern nur des Friedens wegen verfaßte. Um so kränkender mußten darum für das zarte und feinfühlende Gemüth die animosen und gehässigen Angriffe sein, wie sie protestantischerseits theilweise beliebt wurden[2]).

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1830, S. 602.

[2]) a) Baur, F. C. Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf H. Dr. Möhlers Symbolik. Tübingen 1834. 2. A. 1835. — Erwiderung auf Möhlers neueste Polemik u. s. w. Tüb. 1834.

Daß der Plan zu dem epochemachenden Werk in die früheste Zeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zurückgehe, haben wir schon oben (S. 44) gesehen. In dunklen Umrissen gestaltete er sich wohl schon durch die Lektüre des Werkes von Rätze im Jahre 1823. Durch weitere wissenschaftliche Arbeiten und Beschäftigung mit ähnlichen Werken trat die Absicht immer bestimmter hervor, sich und anderen genaue Rechenschaft zu geben über den eigentlichen Grund der Trennung, sowie über das Wesen der Lehrdifferenz. Im Jahre 1826 schreibt er bei Besprechung von Winers „comparativer Lehrdarstellung der verschiedenen christlichen Kirchenparteien"[1]: „es fehlt noch sehr viel, daß der organische Zusammenhang der einzelnen Stücke begriffen werde. Warum z. B. die katholische Kirche die Rechtfertigung gerade so auffaßt, wie sie sie auffaßt, und gar nicht anders auffassen kann, und warum im Gegentheil auch die protestantische Kirche die Rechtfertigung, wie sie sie auffaßt, auffassen muß, das sieht noch Niemand ein; er würde es aber einsehen, wenn er den organischen Zusammenhang aller Lehren begriffen hätte. Dieß wäre geleistet worden und kann nur dann geleistet werden, wenn die Grundidee des Katholicismus und Protestantismus ergriffen wird und dann gezeigt, wie

---

b) Ph. Marheinecke. Ueber J. A. Möhlers Symbolik. Separat aus Berliner Jahrbb. Berlin 1833.

c) Nitzsch C. Em. Eine protestant. Beantwortung der Symbolik Möhlers. (Aus theol. Stud. u. Krit. 1834 u. 1835.) Nebst einem Anhang: Protestantische Theses. Berlin 1835. Vgl. hierüber: Möhlers Symbolik und ihre protestantisch-symbolische Gegner, im Katholik 1834 und 1835 und separat. Mainz 1835.

[1]) Tüb. Q.-Schr. 1826, S. 113. S. auch Symbolik, Vorwort zur I. Aufl.

diese in allem einzelnen wiederkehrt und das Ganze wie die Theile derselben bildet und durchdringt." Hienach muß sich Möhler damals bereits eingehender mit diesem Gegenstand beschäftigt haben. 1828 dürfte der Plan zur Reife gekommen sein, eine dießbezügliche Lücke in der theologischen Literatur Deutschlands auszufüllen. Er schreibt anläßlich der Besprechung eines symbolischen Werkes des englischen Bischofs Milner[1]): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns keineswegs in dem Besitze eines deutschen Werkes befinden, welches die gesammte Controverse zwischen Katholiken und Protestanten in solcher Weise dargestellt hätte." Im folgenden Jahre und 1830 folgten eingehendere Untersuchungen über die Quäker[2]) und die Lehre Swedenborgs[3]). Endlich beweisen die „Betrachtungen über den Zustand der Kirche im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts[4])", daß damals die Symbolik, die im folgenden Jahre erschien, im Wesentlichen bereits vollendet war.

---

## VI.

## Der akademische Lehrer.

Der vielgebrauchte Satz: Orator fit, poeta nascitur, findet seine Anwendung auch auf den Gelehrten und Lehrer in der Form: Doctor fit, magister nascitur. Wissenschaft und Wissen kann und muß sich der begabteste

---

[1]) Ziel und Ende religiöser Controversen. Tüb. Q.-Schr. 1828, S. 346.

[2]) Katholik 1829 (IV.) S. 1 ff., 129 ff., 257 ff.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1830, S. 648—697.

[4]) Tüb. Q.-Schr. 1831, S. 589—633.

Geist zu erwerben suchen, sie werden ihm nicht als göttliches Geschenk in die Wiege gelegt. So umfassend und allseitig aber auch schließlich die Kenntnisse werden mögen, die Gabe, dieses Wissen auch Anderen mitzutheilen, hat der Gelehrte damit noch nicht erworben. Und wer diese Gabe nicht als göttliches Angebinde erhalten, der kann den Mangel nie ganz ersetzen, wenn er ihn auch durch technische Ausbildung weniger fühlbar zu machen vermag. Wie Jener, der von Natur aus keine musikalische Begabung besitzt, sich wohl mechanische Fertigkeit aneignen kann, nie aber irgendwie Nennenswerthes in der Tonkunst leisten wird, so wird auch der Gelehrteste und technisch noch so gut Geschulte ohne natürliche Lehrgabe doch nie ein wahrhaft guter Lehrer werden. Gilt dieß für jede Unterrichtsweise, so gewiß nicht am wenigsten für die akademische, und hier wieder in ganz besonderer Weise für Theologen. Der akademische Lehrer bedarf zur segensreichen Verwaltung seines schönen, aber auch verantwortungsvollen Amtes einer Reihe verschiedener Eigenschaften. Vor Allem muß er mit der Wissenschaft fortwährend auf vertrautem Fuße stehen. Hier gibt es keinen Stillstand; wer nicht vorwärts schreitet, geht zurück, und ehe er sich's versieht, ist er auf seinem eigenen Gebiete ein Fremdling geworden. Lernen und Lehren müssen dem akademischen Lehrer correlate Begriffe sein, denn hier gilt der Grundsatz: Für die Schüler ist das Beste gerade gut genug. Wie Möhler hierüber dachte, sagt er uns mit den Worten einer pseudoisidorischen Decretale [1]: „Wie kann sich wohl die Liebe und der Eifer für Jemand schöner an den Tag

[1]) Ges. Schriften. I. S. 293. Diese Stelle fehlt in den ältesten Handschriften, darum auch bei Hinschius, Pseud. Jsid. p. 153. Bei Harduin, Mansi und Migne P. G. X. 170 steht sie in Klammern.

legen, als wenn die Finsternisse der Unwissenheit aus ihm verscheucht und derselbe mit der Kenntniß des wahren Glaubens, nicht um des Gelderwerbes oder der Ehre willen, sondern um zu unterrichten und zu bessern, erquickt wird? Was dem Verstümmelten die Hand, dem Lahmen der Fuß, dem Blinden das Auge ist, das wird man dem, der in die finstere Unwissenheit eingehüllt ist, wenn man ihm die Schätze der Weisheit und der Erkenntniß öffnet, und zum reinen Lichte und den Wegen des Herrn den Zugang zeigt".

Fast noch schwieriger, gewiß aber bedeutungsvoller als die wissenschaftliche Vorbereitung ist der eigentliche Unterricht, der akademische Vortrag; er fordert nicht nur eine wissenschaftliche, sondern auch eine sittliche Kraft. Treffend äußert sich Möhler hierüber also[1]: „Das Bewußtsein, anvertraute heilige Rechte zu vertheidigen, ist in sich selbst so beglückend, so segenbringend und ermuthigend, daß in ihm eine unerschöpfliche Quelle von Kraft und Beharrlichkeit, ja sogar von Gedanken und Ideen, als Mittel, sich und andere zu vertheidigen, gegeben ist; finden wir daher im Leben irgend wen, der ein muth- und kraftloser Verfechter des heiligen, ihm anvertrauten Depositums ist, so sind wir durch die Natur der Sache ohne weitere willkürliche Reflexion genöthigt, in sittlichen Gebrechen den Grund eines solchen Verhaltens aufzusuchen. Das Bewußtsein eigener Schuld macht jeden festen Auftritt unmöglich; macht unschlüssig, erfüllt mit Feigheit, entzieht allen Bestrebungen Kraft und Nachdruck, lähmt alle Sehnen und Nerven, verwirrt den Geist und hält die Gedanken nieder." Der akademische Lehrer muß somit, um vor seinen Zuhörern wirkungsvoll auftreten zu können, seiner

[1]) Ges. Schriften. I. S. 297.

Sache nicht nur gewiß, er muß von ihr auch ganz und voll überzeugt und begeistert sein, muß so zu sagen in seinem Gegenstand leben und aufgehen. Dieß gibt ihm Würde und sittlichen Halt, und wenn er es dann noch versteht, neben Klarheit und Faßlichkeit auch das Gemüth zur Geltung kommen zu lassen, so wird er in seinen Zuhörern Aufmerksamkeit, Interesse, ja Begeisterung zu erwecken vermögen. Diesen Erfolg hatten auch thatsächlich die Vorlesungen Möhlers, wie einstimmig alle bezeugen, die dieselben besuchten. Schon seine äußere Erscheinung hatte etwas Ehrfurchtgebietendes und forderte unwillkürlich beim Betreten des Katheders Achtung. Es herrschte darum in seinen Vorlesungen „lautlose Stille, die nicht blos ein Gebot der Nothwendigkeit war (wegen seiner schwachen Stimme), sondern auch ein Zeichen der Hochachtung vor dem Lehrer, dessen äußere Gestalt, Würde und Haltung imponirte“ [1]). Ueber die Vorlesungen selbst schreibt ein College Möhlers unmittelbar nach dessen Tod also [2]): „Seine Vorträge über Kirchengeschichte waren so tief durchdacht, so ganz und gar aus den Quellen geschöpft, mit solcher Sorgsamkeit wußte er das Unwesentliche von dem Wesentlichen auszuscheiden, das Eine jetzt nur anzudeuten und für passende Momente zu versparen, Anderes ausführlich zu entwickeln, wie es der Zweck und der beabsichtigte Eindruck erforderten, daß die Kunst des Vortrages, wie die Beherrschung des Stoffes gleich sehr zu bewundern waren, und selbst Männer von Fach nicht nur vollkommen befriedigt seinen Hörsaal verließen, sondern auch gerne zugestanden, sie hätten neue Beziehungen, wie

---

[1]) Wörner-Gams S. 33.

[2]) Münchner polit. Zeitung 1838, S. 624. Darnach Gams S. 45.

auch viele neue Thatsachen von ihm gelernt.“ Die glühende Begeisterung für die heilige Sache, der er diente, ergriff unwillkürlich auch die Zuhörer. „Alle, welche seine Vorträge gehört haben, stimmen darin überein: seine Rede war begeistert und begeisternd“ [1]). Wer selbst schon auf dem Katheder gesessen, mag wohl diesen innigen Contakt zwischen Lehrer und Schüler verstehen. Es ist ein erhebendes Gefühl, hundert und noch mehr junge Männer in unverwandter Aufmerksamkeit Aug gegen Aug vor sich zu sehen; fast unwillkürlich entflammt sich rückstrahlend die Begeisterung im eigenen Herzen. Dazu kommt für den Theologen noch das Bewußtsein, daß die Worte der Wissenschaft zugleich Samenkörner sind, ausgestreut in göttlichem Auftrag, die unter mannigfachen Verhältnissen Frucht tragen sollen. Die Zuhörer sind ja Candidaten des Priesterthums, bestimmt zu Führern, Berathern und Tröstern unsterblicher Seelen in den schwierigsten Fragen und ernstesten Augenblicken des menschlichen Lebens.

So begeistert und begeisternd übrigens Möhler als akademischer Lehrer auch wirkte, er mußte doch die Erfahrung machen, daß es unter der akademischen Jugend vereinzelt eine Interesselosigkeit gibt, die auch er nicht zu brechen vermochte, und die sich aus ihrer Lethargie wohl auch nicht aufrütteln ließe, wenn man vor ihr das Innere des Himmels zu erschließen vermöchte. Es wird nämlich berichtet [2]), „daß ein wohlbestellter Candidatus theologiae während einer höchst interessanten Vorlesung Möhlers einen Brief an seine Mutter schrieb.“ Solche „aufmerksame“ Zuhörer mag es zu allen Zeiten geben und gegeben

---

[1]) Wörner-Gams S. 49.

[2]) Wörner-Gams S. 50.

haben, die es für passend finden, Zeitungen, Romane und andere dergleichen wichtige Dinge zu lesen, während der Lehrer sich müde redet, um eine schwierige Frage möglichst klar, faßlich und verständlich zu machen. Eine derartige, wollen wir milde sagen, Taktlosigkeit, wird einen Lehrer, der sein Amt ernst und würdig auffaßt, zwar kränken, doch mag er sich mit der Ueberzeugung trösten, daß die Zahl solch „vielbeschäftigter" Musensöhne glücklicherweise eine verschwindend kleine ist, und daß der Eifer und die Aufmerksamkeit der weitaus großen Mehrzahl hiefür wieder entschädigt.

Nicht nur Wissen und Verstand soll der akademische Lehrer seinen Schülern erschließen, sondern auch sein Herz. Das schöne Verhältniß von Lehrer und Schüler, wie das Alterthum es gefaßt, muß auch heute noch irgendwie zum Ausdruck kommen. Dort wurde der Lehrer als geistiger Vater betrachtet und auch mit diesem schönen Namen beehrt. Auch heute noch soll der akademische Lehrer in diesem Geiste seinen Zuhörern gegenübertreten. Es muß diesen zum Bewußtsein kommen, daß sie in ihrem Lehrer nicht nur den hochthronenden Docenten und gestrengen Examinator, sondern auch einen stets freundlichen und liebevollen Berather verehren dürfen. In diesem Sinne faßte auch Möhler sein Verhältniß zu seinen Schülern. Stets stand diesen der Zutritt zu seinem Haus und Herzen offen, vor Allem aber zeigte er ein warmes Interesse und aufrichtige Theilnahme für die jungen Theologen, denn in ihnen erblickte er die Hoffnung der Kirche auf eine bessere Zukunft. Seine väterliche Milde zeigte er besonders als Examinator; als solcher wird er folgendermaßen geschildert[1]): „Es war fast ein Vergnügen, sich von ihm

[1]) Wörner-Gams S. 50.

examiniren zu lassen. Wenn der Geprüfte überhaupt etwas wußte, so verstand es Möhler auf seine Weise, es herauszulocken."

Noch eine Bedingung wäre zu nennen, als nothwendig für eine gedeihliche akademische Wirksamkeit, die freilich nicht vom einzelnen allein abhängt, sondern auf Gegenseitigkeit beruht: ich meine Collegialität. Dieselbe ist für den Lehrer subjektiv und objektiv von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Was die Schüler anlangt, so möchten sie ihren Lehrer in gewissem idealen Lichte schauen, sie sind selbst stolz auf seine Vorzüge und seinen Ruhm und participiren gewissermaßen daran. Hier müssen darum uncollegiales Wesen, unedle Eifersüchtelei und mißgünstige Nörgelei nach jeder Seite verheerend wirken. Die Folgen solcher Vorkommnisse können freilich nicht einmal annähernd so genau abgeschätzt werden, wie jene eines Hagelschauers, sind aber in ihrer Art gewiß nicht weniger verderblich. Was den Lehrer selbst betrifft, wird er durch freundliche Collegialität in seinem ganzen Wesen gehoben, während uncollegiales Benehmen seinen Geist und sein Gemüth niederdrücken muß. In seinem anstrengenden Berufe bedarf er, wenn die nöthige Spannkraft andauern soll, passender Erholung. Wo könnte sie ihm in ersprießlicherer Weise werden, als bei lieben gleichgesinnten Collegen? In treffender, das eigene Bedürfniß rührend aussprechender Weise äußert sich Möhler in einem Schreiben an Döllinger hierüber also[1]): „Im Verkehr mit Ihnen und dem Kreise, in dem Sie leben, habe ich mich aufs anmuthigste erheitert, sittlich gestärkt und religiös getröstet und ermuthigt gefunden:

---

[1]) Friedrich S. 33.

ein Verein von Einwirkungen auf mich wurde mir gewährt, deren aller ich in fast gleichem Grade bedürftig war. Es ist eine große Gabe Gottes, mit guten, edeln und höheren Bestrebungen gewidmeten Menschen zusammenzutreffen: der Verkehr mit solchen aber, deren Leben und Wirksamkeit ganz von denselben religiösen Zwecken bewegt ist, wie die unserige, ist die wünschens- und dankenswertheste Begegnung, welche uns auf unserer hiesigen Wanderschaft werden kann.“ Wir sehen, Möhler wußte den Werth collegialer Gesinnung zu schätzen, war auch seinerseits ganz von ihr erfüllt. Mit Recht schreibt Friedrich (S. 54) über ihn: „Möhlers Gemüth vertrug keine Feindschaft, keinen Haß. Er kam deßhalb allen Collegen in der Facultät wie den Freunden des Görres-Kreises mit gleich warmer Freundschaft entgegen.“ Damit hier auf Erden aber nichts vollkommen sei, sollte er leider, wie wir sehen werden, nicht solches Entgegenkommen finden, wie sein Gemüth es verlangte.

Aus dem Vorangehenden mag sich ergeben, daß der akademische Lehrberuf zwar schön und erhaben, keineswegs aber ohne Dornen ist; soll er segensreich verwaltet werden, so erfordert er, wie kaum ein anderer, die Hingabe der ganzen Persönlichkeit. Wer ihn nur als Nebensache betrachten könnte, wird sicher niemals wahrhaft segensreich wirken. Hier in noch höherem Maaße als irgendwo anders gilt das Motto, das ein hervorragender akademischer Lehrer, der sel. Bischof Hefele, sich zum Wahlspruch gewählt: „Wer in seinem Berufe segensreich wirken will, muß ihm mit ungetheiltem Herzen angehören.“ Diese volle und ungetheilte Hingabe an seinen Beruf finden wir bei Möhler in denkbar vollkommenster Weise, hat er sich ja doch in seinem Lehrberufe recht eigentlich verzehrt.

Für diesen gottbegnadeten Lehrer mußte darum auch das schwerste Opfer, das er bringen konnte, schwerer noch als das des eigenen Lebens, jenes sein, auf diesen schönen und erhabenen Wirkungskreis verzichten zu müssen. Wir begreifen darum recht gut, daß das klare und geistvolle Auge des für seine Schüler so innig begeisterten Lehrers sich mit Thränen füllte bei dem Gedanken, diesem lieben Kreise entrissen zu werden. Eine ergreifende Schilderung gibt uns hierüber Beda Weber, wenn er sagt[1]): „Der Lehrberuf stand so reizend und segensreich vor seiner Seele, so zu sagen seiner Neigung, daß er auch dann nicht den Muth hatte, an's Aufgeben seiner Stelle zu denken, als wohlmeinende Freunde die Nothwendigkeit dieses Schrittes aus gesundheitlichen Rücksichten von ferne durchschimmern ließen. Uns entging nicht, daß seine Gesundheit im Lehrberufe zu München in einem ihm unzusagenden Klima nicht Stand halten könne. Deßhalb wendeten wir auch alles an, ihn wenigstens auf längeren Urlaub in Südtirol festzuhalten. Er hörte uns stets liebevoll an, oft mit einer Thräne im Blick, aber er war nicht zu bewegen, auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Sein Gesicht bekam dabei ein schmerzlich lächelndes Ansehen, es war wie ein Hinausschauen auf den Kreis junger Leute, seiner Zuhörer, die er von seinem Wesen, von seinem Glücke nicht trennen konnte, ein Veteranenabschied von den Lieben seines Hauses, weil es galt, das Leben einzusetzen für die Kirche als Lehrer der deutschen Jugend.“ Und es fügte sich, daß das Leben dieses gottbegeisterten akademischen Lehrers mit dem ihm so theuren Berufe enden sollte.

---

[1]) Charakterbilder S. 10.

---

VII.

## Die Berufungen. Möhler in München.

Es kann nicht auffallen, wenn der geistvolle und tiefsinnige Theologe an der Tübinger Universität in Bälde auch außerhalb des engeren Vaterlandes die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Schon in Folge der ersten größeren Arbeit erhielt Möhler 1826 einen Ruf an die Universität Freiburg. Wäre er bis dorthin wirklich von so widerkirchlicher Gesinnung erfüllt gewesen, wie anderwärts angenommen wird, so mußte er mit Freuden einem Rufe folgen, der ihn an eine Universität führte, wo der josephinische Geist ungehindert sich entfalten konnte. Allein Möhler lehnte ab und wurde nun in Tübingen zum außerordentlichen Professor ernannt. Nach Erscheinen des zweiten größeren Werkes: „Athanasius der Große", war man auch in Preußen auf Möhler aufmerksam geworden und suchte ihn von da an wiederholt für dort zu gewinnen. Im Sommer 1828 verkehrte der Geh. Oberregierungsrath Schmedding anläßlich einer Reise persönlich mit Möhler, um ihn für Breslau zu gewinnen. Möhler hatte jedoch zu tief in die dortigen unerquicklichen Verhältnisse geschaut (s. oben S. 36), um sich versucht zu fühlen, einem Ruf dorthin Folge zu leisten. Er wurde nun unter dem 31. December 1828 zum ordentlichen Professor in Tübingen ernannt und von der dortigen theologischen Facultät mit dem Doktorgrad geehrt. Um diese Zeit scheint der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, wohl auf Betreibung von Hermes und Achterfeldt, gegen eine etwaige Berufung Möhlers wegen unkirchlicher, heterodoxer Gesinnung

Schritte gethan zu haben, wie dieß 1830, anläßlich eines neuen Versuchs, Möhler für Bonn zu gewinnen, bekannt wurde [1]). Unterdessen war man auf Döllingers Veranlassung auch in Bayern auf den vielversprechenden Gelehrten aufmerksam geworden. Schon im Jahre 1828 versuchte nämlich Döllinger durch Vermittelung des Bischofs Sailer zu Regensburg, Möhler für die Universität München zu gewinnen [2]). Damals mußte es freilich der Verhältnisse wegen beim bloßen Versuche bleiben, allein Döllinger verlor den geistvollen und liebenswürdigen Collegen nie mehr aus den Augen; auch der damals angeknüpfte briefliche Verkehr scheint niemals ganz abgebrochen worden zu sein. Veranlassung zur größeren Annäherung der beiden Gelehrten wurde die anläßlich des Erscheinens der Symbolik für Möhlers zartes Gemüth unerträglich gewordene Lage in Tübingen. Aus Tübingen wird darüber berichtet [3]): „Die Art, wie seine Gegner in- und außerhalb der Kirche die persönliche Polemik gegen den edeln, zart- und tieffühlenden Mann zum Theil in seiner nächsten Nähe führten, der Gegensatz protestantischer und katholischer Gesittung, welcher sich ihm bald offener, bald versteckter, aber dann um so empfindlicher kund that, endlich der Wunsch auch für Nährung und Ausübung eines priesterlichen Lebens geeignete Umgebungen zu gewinnen, mußten ihn zu Vergleichungen stimmen, die für seinen vieljährigen Lebenskreis nicht vortheilhaft waren.“ Möhler selbst

---

[1]) S. Friedrich S. 24 ff. Die Angaben im Nekrolog der Tüb. Q.-Schr. 1838, S. 586 und darnach auch bei Gams und Kihn sind ungenau und theilweise unrichtig.

[2]) Friedrich S. 12 ff.

[3]) Friedrich S. 31.

läßt uns einen tiefen Blick in seine damalige Gemüthsverfassung werfen. Er schreibt hierüber an Döllinger [1]): „Nur mühsam zwar, das gestehe ich, gelingt es mir, mich aufrecht zu erhalten; so entmuthigt und willenlos ich aber auch oft werde, die göttliche Gnade ließ mich niemals gänzlich sinken; ich wurde immer wieder heiter und fröhlich und nahm meine Arbeiten getrost wieder auf, alle Hindernisse, alles Widerwärtige verachtend." Um jedoch kränkenden Intriguen und uncollegialer Gesinnung gegenüber längere Zeit Stand halten zu können, werden nervenstarke Naturen erfordert; zarter veranlagte, wie jene Möhlers, müssen unter dem psychischen Druck in Bälde erliegen. Wir können es darum wohl verstehen, wie die Sehnsucht, aus solcher jede Schaffensfreudigkeit lähmenden Umgebung herauszukommen, Möhler während der Herbstferien 1834 nach München trieb zu dem ihm befreundeten Döllinger [2]). Hier wurde zwischen den beiden Gelehrten die Uebersiedlung Möhlers nach München verabredet. Die Ausführung des Planes wurde Döllinger überlassen, der seine Aufgabe auch trefflich gelöst hat. Nach verschiedenen Zwischenfällen, die manchmal den ganzen Plan wieder zu vereiteln drohten, konnte Möhler endlich unter dem 26. März 1835 durch Döllinger in München eine Wohnung für sich bestellen lassen. Diese Bestellung ist so charakteristisch, daß sie hier angeführt werden möge. Möhler schreibt [3]): „Eine Wohnung gegen Mittag, den Winden nicht ausgesetzt, so nahe als möglich bei dem Universitätsgebäude, weder zu ebener Erde, noch unter dem Dach, und so geräumig, daß ich in ihr ein

[1]) Friedrich S. 36.
[2]) Friedrich S. 32 ff.
[3]) Friedrich S. 47.

Schlaf-, ein Studir-, ein Besuch- und ein Gastzimmer finde, wäre die Wohnung nach meinem Herzen. Ein Studirzimmer mit einem Alkoven, der ein Bett aufnimmt und verbirgt, leistet übrigens dieselben Dienste, wie zwei Zimmer. So lange es nur immer geht, werde ich mich mit einem Bedienten begnügen, der mir Speise von einem Traiteur holt, das Frühstück macht, die Ausgänge besorgt u. s. w. — Noch fällt mir eine Eigenschaft ein, die meine Wohnung haben sollte: ein Loch, das einem Keller ähnlich sieht, und in welches einige Flaschen Wein gesteckt werden können, darf wohl nicht fehlen." Nachdem die Sache endlich so weit gediehen, wurde man sich auch in Württemberg der unwürdigen Behandlung des edlen Mannes bewußt, und der Minister des Innern suchte ihn durch Gehaltserhöhung zurückzuhalten. Allein Kränkungen lassen sich nicht durch Geld gutmachen; Möhler schüttelte deßhalb den Staub so rasch als möglich von den Füßen, „da ihm", wie er schreibt [1]), „eine jede Minute unnöthigen Aufenthalts am hiesigen Orte, zumal unter den jetzigen Umständen, zur Last würde." Nach Ostern 1835 verließ er Tübingen und langte Ende April über Ulm in München an, merkwürdiger Weise aber ohne von Bayern schon zum Professor ernannt zu sein. Das Ernennungsdecret, das von Schloß Berg datirt ist, wurde von König Ludwig I. erst unter dem 8. Juni 1835 unterzeichnet. Dasselbe lautet: „Wir haben uns bewogen gefunden, den als Schriftsteller und Lehrer ausgezeichneten Professor Dr. Möhler zu Tübingen in Unsere Dienste zu berufen, und ernennen denselben, nachdem er diesen Ruf angenommen und das Indigenat des Königreichs erhalten

---

[1]) Friedrich S. 46.

hat [1]), taxfrei zum ordentlichen Professor der Theologie an Unserer Ludwig-Maximilians Universität mit einem Standesgehalt von Siebenhundert Gulden, einem Dienstgehalt von Neunhundert sechzig Gulden und einem Naturalbezug von zwei Schäffeln Waitzen, sieben Schäffeln Roggen und zwölf Schäffeln Haber" [2]).

Mitten unter die Verhandlungen mit Bayern fallen erneute Versuche Preußens, Möhler für eine Universität, wahrscheinlich für Bonn, zu gewinnen. Die ihm von dort um Neujahr 1835 gestellte Zumuthung, gewisse Gegenstände (Symbolik?) nicht weiter zu behandeln, in Verbindung mit dem früher über ihn abgehaltenen widerlichen Glaubensgericht (s. oben S. 84), hatte Möhlers empfängliches Gemüth so tief verletzt, daß er sich auf Verhandlungen gar nicht einließ. Nicht umsonst hatte er schon 1829 geschrieben [3]): „Die Absoluten sind mir nun einmal verhaßt und zwar nicht blos die in der Soutane, sondern auch die im Frack." Ueber den neuen Versuch aber schrieb er an Döllinger [4]): „Lieber gut katholisches bayerisches Bier, als den ältesten preußischen Rheinwein — und seinen Nachbar, den Neckarwein dazu gerechnet."

Mit hoffnungsvoller Schaffensfreudigkeit war Möhler nach München gezogen. Unter dem 12. April schreibt er von Tübingen aus [5]): „Ich sehne mich sehr zu Ihnen

---

[1]) Dasselbe war ihm unter dem 30. April 1835 taxfrei verliehen worden.

[2]) Münchner Universit.-Akten. E. II. Nr. 212. Der Gehaltsbezug sollte vom 1. Mai an laufen. Unter dem 9. Juli wurden Möhler noch 400 fl. Umzugskosten verwilligt.

[3]) Tüb. Q.-Schr. 1829, S. 567.

[4]) Friedrich S. 43.

[5]) Friedrich S. 50.

und zu Ihren Freunden zu kommen; Gott gebe, daß wir zusammen für sein Reich wirken, und in Frieden und Eintracht dasselbe auferbauen und zu erweitern und zu befestigen vermögen." Anfänglich schien sich diese schöne Hoffnung auch verwirklichen zu wollen. Möhler lebte neu auf und schien seine Arbeitskraft frisch zu entfalten. Er las über Kirchengeschichte, Geschichte der Literatur der christlichen Kirche und Erklärung Paulinischer Briefe. Im Laufe des Sommers 1835 äußerte er sich überaus befriedigt über seine dermalige Lage. Am 25. Mai schrieb er nach Tübingen [1]: „Der hiesige Clerus wird mir täglich ehrwürdiger; eine solche Menge ernster, in sittlicher Beziehung ausgezeichneter, ganz ihrem Beruf lebender, wohlunterrichteter und wegen Alles dessen sehr geachteter Priester wird kaum eine andere Stadt aufzuweisen haben... Das macht den geistlichen Beruf und den geistlichen Stand zu etwas Erhebendem und Beglückendem, wenn man viele seiner Genossen sieht, die seinem Ideale nachstreben und von Herzen ihm angehören." Und nach Pfingsten meldet er: „Es geht mir fortwährend recht gut." Bald darauf (25. Juni) war er von König Ludwig I. in besonderer Audienz „sehr gnädig" empfangen worden. Allein die Stimmung änderte sich in Bälde. Vor uncollegialer Behandlung war Möhler aus Tübingen geflohen, in München aber fand er nicht die gehoffte und ihm zusagende Freundschaft. Das scharf ausgeprägte und einseitig accentuirte Kirchliche im Münchener Freundeskreis, das sich zudem fortwährend in polemischer Richtung geltend machte, hatte für Möhlers zartbesaitete Natur etwas Abstoßendes und Irritirendes. Er fand es darum für gerathener, dem

---

[1]) Friedrich, S. 53.

Kreise sich allmählig mehr ferne zu halten. So vereinsamte er nach und nach, während er in geistiger wie leiblicher Hinsicht freundschaftlicher Geselligkeit so nothwendig bedurft hätte. Diese mißliche Erfahrung konnte nicht ohne nachtheilige Rückwirkung auf seine psychische Verfassung bleiben. Beda Webers [1]) Schilderung ist darum sicher ganz aus der Seele Möhlers herausgeschrieben, trotz einiger eingestreuter chronologischer Irrthümer. „Ich bin, habe Möhler ihm auf einem Spaziergang gesagt, für die gelehrte Welt in München ein verpfuschter Mensch. Männer wie Döllinger, Lasaulx, Sepp, Moy [2]), die beiden Görres, Seyfried, Phillips und Andere werden stets ehrwürdig vor meiner Seele stehen, aber der Umgang mit ihnen wird mir in manchen Stunden schwer. Das Scharfmarkirte ihres Kirchenthums ist auch meine Ansicht und Ueberzeugung, aber die Art des Vortrages, die Verlautbarung der inneren Welt und die Stellung zur Gegenwart, welche diese Männer charakterisirt, greift mich oft an, es verletzt meine Nerven. Ein Witzwort meines Freundes Döllinger, ein strenger Kraftausdruck des Professors Görres, ein Aufsatz des Professors Moy in der neuen Würzburger Zeitung bringt mir schlaflose Nächte. Deßhalb muß ich ihre Gesellschaften fast ganz meiden und auf mich allein gestellt bleiben. Diese unfreiwillige Einsamkeit hat ihre nachtheiligen Folgen für Körper und Geist zugleich, und anstatt meine Studien zu fördern, bin ich in Gefahr, einseitig und weltscheu zu werden.“ Aus der Seelenstimm-

---

[1]) Charakterbilder S. 12.

[2]) Hier hat Weber historisch Unrichtiges zusammengestellt. Lasaulx und Moy waren damals Professoren in Würzburg; Letzterer kam 1838, Ersterer sogar erst 1844 nach München; Sepp aber war damals noch Student.

ung, die diese Worte offenbaren, wird es uns erklärlich, wie Möhler in München so auffallend unproduktiv war, gegenüber der bis dorthin so ungemein großen Schaffensfreudigkeit. Körperliches Uebelbefinden allein konnte die Ursache nicht sein. Daß solche Gemüthsaffektionen, unter denen Möhler Jahre hindurch zu leiden hatte, nicht zur Kräftigung seiner Gesundheit, sondern weit mehr zur Beschleunigung der Katastrophe beitragen mußten: wer wollte dieß ernstlich in Abrede stellen?

---

## VIII.

## Möhlers Charakterbild.

Im Bisherigen haben wir Möhlers geistige Veranlagung und Gesinnung aus den verschiedenen Thätigkeitsäußerungen kennen gelernt; um aber eine richtige Werthschätzung des hervorragenden Mannes zu ermöglichen, müssen wir die einzelnen Züge in einem Gesammtbild zusammenfassen. Die Zeichnung eines solchen ist freilich etwas schwer, da es darauf ankommt, jede einzelne Linie richtig und in passender Schärfe zu ziehen, um dem Original wenigstens annähernd gerecht zu werden. Ueber die äußere Erscheinung der anziehenden Persönlichkeit wird (wohl von einem Collegen Möhlers) unmittelbar nach dessen Hinscheiden nachfolgende Beschreibung gegeben [1]): „Möhler war von großer Statur, doch zart gebaut, seine Haltung

[1]) Münchner Pol. Ztg. 1838. S. 623. Vgl. Reithmayr, Lebenssk. Symb. 6. Aufl. S. XXVIII. Gams S. 43.

immer würdevoll. In seinen Gesichtszügen ruhte Milde und Ernst, in seinen großen dunklen Augen ein sanftes Feuer; seine Persönlichkeit machte auch auf Diejenigen, die ihn nicht näher kannten, einen harmonischen und edlen Eindruck. Sein ganzes Wesen, jedes Wort und jede Handlung trug das Gepräge der vollendeten Gleichmäßigkeit im umfassendsten Sinne des Wortes." Dieser edlen äußeren Harmonie ging zur Seite eine vollständige Beherrschung des inneren Menschen. „Obwohl", heißt es weiter in obigem Necrolog, „von der Natur mit einer Erregbarkeit begabt, welche die erfahrensten Aerzte staunen machte, hatte sein Geist eine solche Kraft über sich gewonnen, daß man hätte glauben können, es sei die Herrschaft über sich selbst ihm gleich Anfangs von Natur gegeben, würde nicht sein häufiges Unwohlsein den Preis gezeigt haben, um welchen er dem niederen Theile seines Ichs den Sieg abgewonnen. Dieses Maß, welches er gegen Freunde und Feinde behauptete und selbst dann nicht außer Acht ließ, wenn er, was ihm so oft begegnete, eine perverse Gesinnung zu bekämpfen hatte, war aber das reine Erzeugniß ungeheuchelter Demuth und einer gänzlichen Entfernung von Ueberschätzung seiner selbst. Nichts war Möhler fremder, als jene Selbstgenügsamkeit, welche, eigentlich doch nur der Ausdruck geistigen Hochmuths, von der Welt gepriesen und verherrlicht wird." Fragen wir nach dem Geheimniß dieses so liebenswürdigen Zaubers, der von Möhlers Persönlichkeit auf seine Umgebung ausstrahlte und alle fast unwiderstehlich in seinen Bann zog, so lag derselbe unseres Erachtens vornehmlich in dem Charakter seines Priesterthums, den er in möglichst vollkommener Weise in sich auszugestalten wußte. Hier haben alle die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften Möhlers

ihre Wurzel, und hier laufen sie auch wieder zusammen. Es liegt nemlich im katholischen Priesterthum eine eigenthümliche, ich möchte sagen, geheimnißvolle Kraft, die, falls sie in wirklich priesterlichem Geiste thätig ist, die ganze Persönlichkeit im eminentesten Sinne adelt, und bei allen nicht ganz rohen oder blasirten Gemüthern Achtung fordert und auch findet[1]). Dieser priesterliche Zauber hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Zauber der Natur und jenem der unentweihten Kinderseele, weßhalb sich diese auch gegenseitig so sympathisch berühren. Dieß zeigte sich auch in Möhlers Leben. „Ich konnte es," sagte er auf der Fahrt nach Meran zu Beda Weber[2]), „im Wagen nicht mehr aushalten, diese zauberhafte Felsenwelt zog mich mit Allgewalt an sich heran. So weit ich gekommen bin, nie habe ich ein schöneres Gebirge gefunden, als diese Felsstufen des Kuntersweges. In diesen Lagerungen herrscht eine Regel, eine Schönheit, eine Fülle des Maaßes und der Ordnung, daß ich die Wirkung davon unendlich wohlthätig in der Seele fühle. Und die luftigen Frühlingskränze um diese Bildungen des allmächtigen Gottes, die reinen Strahlen der Sonne, die wir im Norden nicht kennen, die schmeichelnden Züge der weichen Luft und dies makellose Tiefblau des Himmels, ich kann es mit Worten nicht ausdrücken, welche selige Empfindungen dadurch in meiner Seele angeregt werden."

An einer anderen Stelle (S. 5) schildert Weber Möhlers tiefe Naturempfindung mit folgenden Worten: „Es war überaus lehrreich und rührend zugleich, wie dieser originelle Geist, bei sinkender Flamme seines Lebens, so überaus

---

1) S. Beda Weber, Charakterbilder S. 4.

2) Charakterbilder S. 3.

thätig und theilnehmend einging in Alles, was Leben, Natur und Wirklichkeit war. Er lag stundenlang an einer schönen Aussicht und schien die Bilder alle aufzutrinken aus der reichen blüthenstrahlenden Landschaft. Und nach diesem Genusse trug er sichtbar den Frühling neu und duftig in seiner Seele und ließ ihn strahlen aus dem Auge, ließ ihn rauschen im Strome seiner Rede."

In ähnlicher Weise beschreibt Weber Möhlers heilige Begeisterung für die unentweihten Kinderseelen. „Er gab sich," heißt es weiter, „gerne mit Kindern ab, die ihn auch bald kannten und aufsuchten. „„Das sind Menschenbilder, so rein und voll und klar", sagte er mit Wärme, „als wären sie unter einer Glasglocke, unberührt vom Winter dieser Welt, gewachsen."" „Und wenn ihm am Sonntag die riesigen Männer vom Burggrafenamt und Passeier begegneten, so schüttelte er ihnen verwundert die Hand und forderte sie auf, Gott zu danken für diese stolze Männlichkeit, die selbst im späten Alter die Züge heiliger Kindheit, die Unschuld eines unbefleckten Lebens nicht verläugnen konnte." Aus einer solch kindlich reinen, priesterlich geadelten Seele ergaben sich die anderen edlen Eigenschaften, die Möhlers Persönlichkeit so liebenswürdig machten, ganz von selbst[1]). Vor Allem kann sich in einer

---

[1]) Nur der Vollständigkeit wegen mag hier der „Erinnerungen an Möhler" von David Strauß (Gesamm. Schriften, Bonn 1875 II. S. 219 ff.) gedacht sein. Diese „Erinnerungen" sollen unverkennbar von Seite Strauß's ein Revanchestück bilden gegen die „Erinnerungen an Möhler" in Histor. polit. Blätter 1838, S. 139, wo Möhlers Urtheil über das Leben Jesu von Strauß niedergelegt ist. Die „Erinnerungen" von Strauß enthalten so viel Ungereimtes, Widerspruchvolles, Unpassendes, psychologisch Unmög-

solchen Natur kein Falsch finden; sie kann darum nicht nur nicht selbst unaufrichtig sein, sondern fühlt sich durch alles unehrliche, selbstsüchtige und intrigante Wesen verletzt und abgestoßen; lieber selbst Unrecht leiden, als anderen Unrecht thun. Obiger Necrolog schildert Möhler in dieser Hinsicht also: „Er hatte einen natürlichen Abscheu vor allem Falschen, Doppelzüngigen und Zweideutigen, und trug, so sehr er anderseits bemüht war, gegen die Schwächen Anderer die größte Nachsicht zu üben, und die Liebe stets von jener Klugheit leiten zu lassen, welche unverständigen Eifer in Schranken hält, kein Bedenken, sich, wo es nöthig war, offenem Unrechte mit aller Kraft entgegenzusetzen." Eine ganz besonders scharfe Stigmatisirung innerer Unehrlichkeit, wie sie die Vermischung von Politik und Religion so gerne mit sich bringt, hat uns Weber[1]) aus Möhlers letzter Lebenszeit aufbewahrt; sie ist zu charakteristisch, um nicht hier eine Stelle zu finden: „Schon aus den Tagen des Adam Müller her, sagte Möhler, glaubte

---

liches, dann wieder so viel Unschickliches, Ungezogenes, ja geradezu Blasphemisches (ich erwähne nur die Stelle, wo gesagt ist: „beim Segen fletschte er (der Hund) die Zähne"), daß man sich nicht wohl ein weibliches Wesen von solcher Gemüthsverrohung als Verfasserin denken kann. Zu einer so ge- oder besser mißarteten Dame kann sich gewiß kein irgendwie edler veranlagter Mann, am allerwenigsten eine Natur, wie jene Möhlers hingezogen fühlen. Sollte in den „Erinnerungen" irgend ein Körnchen Wahrheit stecken, so ist es rein unmöglich, dasselbe aus dieser von so viel Unmöglichkeiten umrankten, völlig romanhaften Gestalt herauszuschälen. Das Schriftstück macht fast den Eindruck, ein Seitenstück zu Lucians von Samosata Spottschrift De morte peregrini zu sein, und wäre im Interesse von Strauß besser ungeschrieben geblieben.

[1]) Charakterbilder S. 13.

ich fest, daß die Kirche als sichtbarer Ausdruck der Heils-einrichtung durch Christus selbständig und aus ihren eigenen Mitteln vertheidigt werden müsse, aber nie als Folie oder Unterlage politischer Doctrinen gebraucht oder mißbraucht werden dürfe. Die politischen Baumeister mögen selbst zusehen, wie sie mit ihrem Absolutismus oder Constitutionalismus, mit ihrer Monarchie oder Republik fertig werden. Man leistet unserer Kirche einen schlimmen Dienst, wenn man sie in diese Bahn des Kampfes leitet, wo leider, wie wir alle Tage sehen, alles Ungeschick der Politik, alle nöthige oder überflüssige Reaktion, alle Sünden des Unverstandes im Regiment auf dieselbe als vermeintliche Staatslehrerin zurückfallen und die heiligsten Interessen des Menschen gefährden. Dadurch gerathen die ehrlichen Streiter unmerklich in die Gesellschaft Solcher, welche ihre politische Weisheit durch das Ansehen der Kirche stützen wollen, ohne die Kirche selbst aufrichtig zu ehren und durch heiliges Leben den Ruhm derselben zu erhöhen. Und weil man ohne wahrhaft christliches Gefühl eifert, so fließen Ausdrücke, Uebertreibungen, Sophistereien ein, die ein von Jesus und seiner Kirche durchdrungener Christ nie gebraucht haben würde, und den Haß, welchen sie aufregen, muß der ehrliche Verfechter der Wahrheit mittragen, und die Kirche unschuldig mitleiden. Und bliebe es dabei stehen, daß blos ausgezeichnete Geister ohne herzliche Anhänglichkeit an die Kirche ihr Talent einsetzen, um durch die Kirche ihre staatlichen Theorien in's Leben einzuführen, so wäre es noch zu verschmerzen. Wir hätten wenigstens Gelegenheit, den Geist und den Muth literarischer Vormänner zu bewundern. Aber es hängt sich an dies Beispiel ein Schweif literarischer Niederträchtigkeit, die uns mit tiefem Ekel

erfüllt, wo Leute ohne Sitte, ohne Geist, ohne Beruf diesen Weg betreten und alle Schuld ihres Ungeschicks auf die Kirche wälzen; Männer, die unsere Kirche verfechten um Geld und Gunst und dieselbe als Mittel brauchen, ihre unsauberen Zwecke zu erreichen. Mir graut vor der Bitterkeit, die aus solchen Federn fließt, vor dem Abscheu, den sie in unverdorbenen Gemüthern gegen uns Katholiken aufregen, vor der Mißhandlung unseres Glaubens selbst, der sich oft peinlich recken und strecken muß, um ein tauglicher Knecht dieser Politiker zu werden." Diese Aeußerung macht es uns verständlich, daß Möhler jedem Parteigetriebe, vor Allem aber dem politischen, fern bleiben wollte. Nicht von irgend einem so oder anders gearteten Parteistandpunkt aus betrachtete er Welt und Kirche, er stellte sich stets auf die hohe Geisteswarte eines wahrhaft katholischen Christen. Und es ist wahrlich nicht zu wundern, wenn auf solcher Warte sein offener, treuherziger, allem Unedlen abgesagter Sinn empfindlich angewidert wurde durch das Treiben der Tagespresse. „Man muß, sagte er zu Beda Weber [1]), im tieferen Deutschland durch den Schmutz der Localblätter, durch den Schimpf der Parteisucht selbst bedeutender Zeitungen und durch ihre Stilverwilderung gehetzt worden sein, wenn man gegen die „Allgemeine Zeitung" einigermaßen billig sein will. Ihr Maaß thut mir nach solcher Irrfahrt wohl, wenn ich auch dasselbe als Tendenz nicht hoch anschlagen darf. Gemeinen Persönlichkeiten öffnet sie selten ihre Spalten, obwohl sie eine Freundin des Tones ist, den man „göttliche Grobheit" genannt hat. Ihre Allseitigkeit über Welt, Zeit und Literatur ist dem denkenden Menschen fast un-

---

[1]) Charakterbilder S. 9 f.

entbehrlich. Katholisches Wesen findet allerdings in derselben weniger Vertretung, als man wünscht. Aber dieses zu lernen, nehme ich sie auch nie zur Hand." Auch diese Ausführung zeigt uns, was wir übrigens bereits oben gesehen, daß Möhler von jenem Parteistandpunkt weit abstand, von dem es heißt: sua tantum mirantur. Maßvoll, gerecht und unparteiisch in seinem Urtheil, anerkannte Möhler das Gute und Edle, wo immer er es fand, fast am liebsten noch bei Andersgesinnten. Auch in dieser Hinsicht schildert ihn obiger Necrolog in wahrheitsgetreuer Weise also [1]): „Je gegründeter und einsichtsvoller diese (die Kenntniß des menschlichen Herzens) war, desto mehr verband sich mit ihr die offenste Anerkennung fremder Verdienste, und eine Behutsamkeit des Urtheils über Andere, die, wie oft bemerkt werden konnte, ihn nur im äußersten Nothfall und wenn die Pflicht es geradezu gebot, zur Kundgebung desselben veranlaßte."

Es ist auffallend, ja fast merkwürdig und soll hier nochmals (s. oben S. 54) besonders hervorgehoben werden, wie auf Möhlers Charakterbild ganz genau das zutrifft, was er selbst über Athanasius sagt. „Er hat nie eine christliche Lehre entwickelt, sagt Möhler [2]), die er nicht in Verbindung mit dem Wesen des Christenthums angeschaut und auf dieses mit dem klarsten Bewußtsein zurückgeführt hätte." „Wer immer den Athanasius näher kennen lernte, gewann ihn lieb. Er schätzte die Verdienste Anderer und erkannte sie öffentlich an. Gegen gewöhnliche menschliche Schwäche, selbst wenn sie auf den Glauben Einfluß hatte, zeigte er große Nachsicht, entschuldigte sie, hob lieber das

---

[1]) Münch. Pol. Ztg. 1838, S. 623.

[2]) Athanasius der Große S. 119.

Wahre, das dem Falschen beigemischt war, hervor, und unterschied genau die innere gläubige Gesinnung von den Fehlern in der Darstellung. Wenn er einen Charakter in seiner Gesammtheit aufgefaßt hatte und in demselben eine innere Gesundheit entdeckte, nahm er ihn in seinen Schutz gegen alle Verläumdungen. Wenn er sich gezwungen sah, gegen Männer zu schreiben, die ihm sonst lieb waren, so schrieb er gegen ihre falschen Grundsätze und nannte ihre Namen nicht. Er war kein Mann, der todte Formeln mit dem Leben verwechselte; er hielt Beides genau auseinander. Gegen die Sünde, die zum Bewußtsein ihrer selbst kam, war er schonend und betrachtete bei Menschen, die in sich gingen, mehr die Gegenwart als die Vergangenheit. Diese Liebenswürdigkeit seines Charakters, verbunden mit seinem heiligen Wandel und seinen ausgezeichneten Verdiensten um die Kirche, erwarb ihm die Freundschaft aller Gutgesinnten.“ Eben diese Liebenswürdigkeit des Charakters war es auch bei Möhler, die ihm Anerkennung und Hochschätzung bei Mit- und Nachwelt erwarb. Uns aber muß das schöne Charakterbild den Sehnsuchtswunsch entlocken: Wie nothwendig wären unseren Tagen solch edle Nathanaelsseelen! Doch scheiden wir von dem lieben Bilde mit den Worten, die Möhler beim Abschied seinem Freunde Beda Weber zugerufen [1]: „Unverzagt, lieber Freund! die Lüge der Zeit muß vergehen; die Wahrheit allein ist ewig.“

---

[1]) Charakterbilder S. 18.

# IX.

## Letzte Lebenszeit und Tod.

Das nach Körper, Gemüth und Geist in so seltener Harmonie ausgebildete Leben, in der Blüthe der Mannesjahre stehend und darum noch zu vielen herrlichen Hoffnungen berechtigend, sollte leider allzufrühe enden. Möhler hatte sich in München kaum einigermaßen eingerichtet, da befiel ihn im December 1836 die Cholera. Bei der zarten Körperconstitution und der uns bekannten psychischen Verfassung Möhlers war schon von diesem Krankheitsanfall das Aeußerste zu befürchten; zum Ueberfluß stellte sich nach einiger Besserung im März 1837 auch noch die Grippe (Influenza) ein, wodurch die Lebenskraft vollends gebrochen wurde. Zwar erholte sich der Kranke wieder soweit, daß er mit dem Sommersemester 1837 seine Vorlesungen (6 Stunden Kirchengeschichte und 2 Stunden Galaterbrief) wieder aufnehmen zu dürfen glaubte. Er traute sich jedoch mehr zu, als er leisten konnte. Schon am 25. Mai sah er sich genöthigt, sich vom König für die Monate Juni und Juli einen sechswöchigen Urlaub zu erbitten, der ihm unter dem 3. Juni auch gewährt wurde. In dem Bittgesuch an den König schreibt er selbst [1]): „Infolge mehrerer Krankheiten, die mich im verflossenen Winter und während dieses Frühjahrs befallen haben, verordnete mir mein Arzt, der Geheime Rath v. Walther, zur vollständigeren Wiedergenesung und

[1]) Münchner Universitäts-Akten, s. oben S. 88.

Erneuerung meiner geschwächten Kräfte den Gebrauch der Ziegenmolken zu Meran in Tirol." Am Schlusse fügt er noch das Versprechen an: „daß ich nach wiederbefestigter Gesundheit meine Kräfte mit erneuter Anstrengung dem beglückenden Dienste Ew. Majestät widmen werde." Die gehegte Hoffnung sollte sich leider nicht erfüllen. Zwar erholte sich Möhler im milden Klima Merans und im Kreise der ihm so sympathischen Benediktinermönche körperlich und geistig zusehends. Mit froher Zuversicht mochte er darum im August nach München zurückgekehrt sein, allein mit Beginn der schlimmeren Jahreszeit zeigten sich alle Symptome eines heimtückischen Lungenleidens. Er konnte die Vorlesungen mit Beginn des Wintersemesters nicht aufnehmen; erst am 8. Januar 1838 betrat er den Katheder wieder, vom Jubel der ihn innig verehrenden Zuhörer begrüßt. Es war aber nur ein letztes Aufleuchten der in Möhler glühenden Lehrbegeisterung. Schon nach einem Monat mußte er die Vorlesungen wieder sistiren; wohl ohne es zu ahnen, für immer.

In diese Zeit fällt ein nochmaliger letzter Versuch Preußens, Möhler für sich zu gewinnen. Bald nach dem Kölner Ereigniß, December 1837, erschien der preußische Rath Brüggemann persönlich in München, um mit Möhler zu unterhandeln. Die preußische Regierung war offenbar der richtigen Anschauung, die schwierige Lage, wie sie die Verurtheilung des Hermesianismus durch Gregor XVI. (26. Sept. 1835) und dann das Kölner Ereigniß geschaffen, lasse sich am ehesten bessern durch das Wirken von gelehrten, maßvollen, charaktervollen und in allweg würdigen Priestern im Geiste Möhlers. Letzterem wurden denn auch die günstigsten Anerbietungen gemacht: ein Canonicat in Köln und, wenn er es wünsche, eine Professur in Bonn, mit

dem mehr als Doppelten seines bisherigen Gehaltes. Falls auch die früheren Gründe der Ablehnung (s. oben S. 84 u. 88) bei Möhler jetzt nicht mehr vorgewaltet haben sollten, er konnte sich unmöglich verhehlen, daß sein derzeitiger Gesundheitszustand eine Annahme des ehrenvollen Rufes schlechterdings verbiete. In seiner edlen Bescheidenheit hielt er den ehrenden Antrag völlig geheim, nur einigen vertrauten Freunden davon Mittheilung machend. Kunde hievon scheint aber doch zu den Ohren des Königs gekommen zu sein, und Möhler wurde zu Neujahr 1838 durch Verleihung des Michaelsordens ausgezeichnet.

Noch im letzten Stadium der Krankheit sollte der Auflösungsproceß beschleunigt werden durch Gemüths-Affektion in Folge des sog. Kölner Ereignisses: der Gefangennahme des Erzbischofs Droste-Vischering am 20. November 1837. Aus der nächsten Umgebung Möhlers wird hierüber berichtet[1]: „Sein Geist wurde dadurch in die höchste Spannung und Erregung versetzt, welche auf seine Gesundheit um so ungünstiger einwirken mußte, je mehr er bestrebt war, auch hier das Maaß und die Ruhe zu behaupten, welche ihn unter den schwierigsten Verhältnissen nicht verließen." Trotz des körperlichen Uebelbefindens griff er zur Feder und schrieb ein paar Aufsätze[2], ohne zu ahnen, daß er damit sein literarisches Arbeiten abschließen sollte. Dieselben „enthielten nicht blos seine Ansichten, die Meinung eines ruhigen, im vollsten Sinne des Wortes unparteischen Mannes, sondern bezeichneten auch zugleich den Standpunkt, von welchem aus ein Katholik

---

[1]) Münch. Polit. Ztg. 1838, S. 615 u. 619.

[2]) „Ueber die neueste Bekämpfung der kath. Kirche". Münch. Polit. Ztg. 29. u. 30. Jan., 15. u. 17. Febr. 1838. Ges. Schrift II. 226 ff.

die obwaltenden Verhältnisse überblicken mußte.“ Noch hatte man, wie es scheint, die Hoffnung auf Erhaltung des theuren Lebens nicht aufgegeben, dagegen die weitere Thätigkeit als öffentlicher Lehrer für unthunlich erachtet. König Ludwig I., hievon in Kenntniß gesetzt, ernannte nun Möhler unter dem 22. März 1838 auf die eben erledigte Stelle eines Domdechants in Würzburg. Gerührt über die königliche Huld und Fürsorge schrieb er wenige Tage darauf (25. März) nach Tübingen [1]: „Die Gnade meines Königs hat mich vor wenigen Tagen zum Domdechant in Würzburg ernannt. Der König hat mich in ganz besondere Affektion genommen, wie es scheint; denn sobald der Tod meines Vorgängers ihm bekannt war, gedachte er meiner, weil ich mich in dem besseren Klima am Main und ohne die Last öffentlicher Vorträge am besten erholen könne, woran ihm gelegen sei.“ Die Freude über diese königliche Ernennung war jedoch nicht ungetrübt, es mischte sich darein die wehmuthsvolle Gewißheit, nun dem liebgewordenen Lehramt für immer entsagen zu müssen; zugleich stellten sich trübe Todesahnungen ein. Gegenüber einem Freunde, der ihn beglückwünschte, äußerte Möhler: „er könne sich des Gedankens nicht erwehren, daß Gott, wie so Vielen, deren die Geschichte gedenke, auch ihm noch am Ende des Lebens eine besondere Gnade zur Trennung aus dieser Welt habe bescheren wollen“ [2]. Die trübe Ahnung war leider nicht grundlos. Ein plötzlicher Witterungswechsel verschlimmerte den Zustand des Kranken merklich. Es stellte sich Katarrh und das bedenkliche Symptom der Heiserkeit ein. Nach wenigen

---

[1]) Tüb. Q.=Schr. 1838, S. 591.

[2]) Münch. Polit. Ztg. 1838, S. 619.

Tagen constatirte der Arzt die Zeichen eines bereits in voller Wirksamkeit begriffenen Zehrfiebers. Die Nächte vor Allem wurden höchst leidensvoll. Am 7. April erleichterte sich der Zustand etwas, und der Kranke verlangte als erheiternde Lektüre eine Reisebeschreibung. Sie wurde ihm gegeben im bangen Vorgefühl, daß eine andere, weit größere Reise bevorstehe. Diese Ahnung erfüllte sich nur zu rasch.

Ueber das erbauliche Hinscheiden des so allgemein verehrten Gelehrten mögen im Nachfolgenden die Schilderungen von Augen- und Ohrenzeugen [1]) berichten: Mit dem Anbruch der hl. Charwoche nahm das Fieber einen nervösen Charakter an. Der Priester [2]) löste den Arzt am Krankenbette ab. Was bis dahin noch nicht geschehen war, ein abwechselndes Delirium stellte sich ein und umhüllte den sonst so freien und kräftigen Geist. Am 11. April fühlte er sich etwas besser; er empfing nochmals die hl. Sterbsakramente, um sich ernstlich auf den Tod vorzubereiten, dann ordnete er seine zeitlichen Angelegenheiten durch letzte Willensverfügung [3]) und ergab sich getrost in Gottes heiligen Willen. Am Morgen des 12. April fühlte er drückende Beklemmungen auf der Brust, Farbe und Gesichtszüge veränderten sich, eiskalte Schweißtropfen sam-

---

[1]) Münch. Polit. Ztg. 1838, S. 620. Reithmayr, Lebensskizze S. XXVII.

[2]) Da Möhlers gewöhnlicher Beichtvater, Prof. Dr. Stadler, selbst krank war, versah dessen Stelle Prof. Dr. A. Buchner, später Domcapitular in Passau.

[3]) 2000 fl. stiftete er zu einem Stipendium für einen dürftigen und würdigen Theologie-Candidaten. S. Münch. Pol. Ztg. 26. Juni 1838. Diese letztwillige Stiftung, ein sprechendes Zeugniß seiner Liebe und Sorge für die studirende Jugend, erträgt heute jährlich 137 Mk. 14 Pfg.

melten sich um Stirne und Schläfe: der letzte entscheidende Kampf brach an. Der Geistliche kam fast nicht mehr von der Seite des Kranken. Um 1 Uhr Nachmittags erwachte dieser aus leichtem Schlummer, wand beide Hände über dem Haupte und sagte: „Ach! jetzt hab' ich's gesehen, — jetzt weiß ich's, — jetzt wollte ich ein Buch schreiben, — das müßte ein Buch werden; — aber jetzt ist's vorbei!" — Hierauf wurde er wieder ruhig, und je näher die Auflösung heranrückte, desto mehr heiterte sich sein Antlitz wieder auf, und die friedlich anmuthigen Züge kehrten zurück. Da athmete er dreimal heftig auf, und seine Seele hatte sich unter den Gebeten des anwesenden Priesters aus den irdischen Banden losgerungen und war zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt, am Gründonnerstag, dem 12. April, Nachmittags $2^1/_2$ Uhr. Seine irdische Hülle wurde am Charsamstag, dem 14. April, Nachmittags 3 Uhr, auf dem südlichen Friedhof in München zur Erde bestattet. Den reich geschmückten Sarg geleitete das Kapitel der Metropolitankirche, die Geistlichkeit der Dreifaltigkeitskirche, wo der Verstorbene täglich die heilige Messe zu lesen pflegte, der Minister des Innern, Professoren und Studirende der Universität, sowie „eine zahlreiche Menge angesehener Personen" [1]). Man hat sich die Frage vorgelegt: Was Möhler in jener ernsten Stunde des Scheidens von dieser Welt wohl geschaut haben möge? Was könnte es Anderes gewesen sein, als das, worin stets all sein Sinnen und

---

[1]) Münch. Polit. Ztg. 17. April 1838. Das durch Beiträge von Freunden und Schülern Möhlers errichtete Denkmal über seinem Grabe trägt die Inschrift: Defensor Fidei, Literarum Decus, Ecclesiae Solamen. Auch in der Kirche seines Geburtsortes Igersheim errichtete katholische Liebe und Dankbarkeit i. J. 1880 Möhler ein Denkmal. S. Kihn S. LI.

Trachten, Fühlen und Denken aufgegangen ist: Die makellose Einheit der Braut Jesu Christi, ohne Spaltung und Trennung, umschlungen vom Bande göttlicher Liebe. „Wir aber, so schließen wir mit den Worten eines seiner Biographen[1]), in fester Zuversicht, daß er jetzt in hellem Lichte schaut, was ihm hienieden dunkel geblieben, preisen ihn selig, daß er überwunden hat und dem Kampfe entrückt ist, des Friedens genießt, den seine Seele liebte und suchte."

---

[1]) Kling in Herzog R. E. I. Aufl. Bd. IX., S. 672.

# Anhang.

I.

# Aus Möhlers Kirchengeschichte.

## 1. „Der Apostel Petrus.[1])

Wenn wir die Geschichte des Apostels Petrus in Kürze beschreiben, so sind es zwei Punkte, die darin besonders auszuzeichnen sind. Er hat nämlich mit den übrigen Aposteln etwas Gemeinsames, aber auch etwas auszeichnend Unterscheidendes. In erster Hinsicht tritt er uns als Apostel entgegen, in zweiter haben wir ihn als Haupt zu betrachten.

Das Auszeichnende:

In den Evangelien finden wir Petrus als Haupt, als ersten der Apostel ganz zweifellos dargestellt. Ist dieß richtig, so verstand es sich von selbst, daß er nach dem Hinscheiden Christi unter den Aposteln als erster hervortrat. In der That zeichnet ihn auch die Apostelgeschichte

---

[1]) Nach einem in meinem Besitz befindlichen MS. des Pfarrers Th. Moser in Sauggart (Württemberg), der im letzten Lehrjahre Möhlers in Tübingen 1834/35 dessen Kirchengeschichte gehört hat. Moser, einer der wenigen noch lebenden Zuhörer Möhlers, hat mir das gut leserlich geschriebene Collegheft vor zwei Jahren gegeben. Zur Ausführung vgl. Gams, Kirchengesch. I. 142. Friedrich a. a. O. S. 72.

als das aus, was ihn die evangelischen Nachrichten sein lassen. Die Apostelgeschichte stellt ihn uns dar als Sprecher, als Geschäftsführer, als Repräsentanten des Ganzen. Die Thatsachen sind folgende: Durch den Abfall des Judas war die Zwölfzahl auf 11 gekommen. Die Apostel halten es nun für nöthig, ihre Zahl zu ergänzen. Petrus machte den Vorschlag, und auf seinen Antrag wird durch die Wahl des Matthias die Zwölfzahl ergänzt.[1])

Am Pfingstfest hielt Petrus die Rede, die das Christenthum und die neue Erscheinung vertheidigte.[2])

Als Ananias und Saphira die Gemeinde betrügen wollten, leitete Petrus die Untersuchung und bestimmte die Strafe.[3])

Da um Jerusalem viele Gemeinden gegründet wurden, war es Petrus, der sie zuerst besuchte und sie gleichsam visitirte.[4])

Als die Zeit gekommen war, in welcher die Heiden sollten in die christliche Kirche aufgenommen werden und zwar in der Person des Cornelius, erhielt Petrus die bekannte Vision.[5])

Als man sich zu Jerusalem in der Versammlung über Beibehaltung der jüdischen Legalien besprach, ist es Petrus, der das erste Votum gibt.[6])

Als Paulus zum Christenthum bekehrt worden und sich sicher glaubte, um nach Jerusalem reisen zu können, geht er (dahin) besonders, um Petrus kennen zu lernen.[7])

Freilich darf man sich die Stellung des Petrus zu den Aposteln und der Kirche nicht so denken, als wäre

---

[1]) Apg. I. 15 ff. [2]) Apg. II. 14 ff. [3]) V. 1 ff. [4]) VIII. 14 ff. [5]) X. u. XI. [6]) XV. 7 ff. [7]) Gal. I. 18.

er ein (absoluter) Monarch oder so etwas gewesen. Die übrigen Apostel werden wie Petrus die Fundamente der neuen Kirche genannt, und unter den Aposteln werden besonders drei als Säulen von Paulus hervorgehoben: Petrus, Johannes und Jakobus. Als man sich in Jerusalem in der apostolischen Synode über das jüdische Ceremonialgesetz besprach, erklärten sich die übrigen Apostel, und Petrus dachte nicht daran, daß wenn er spreche, die andern schweigen müßten. Ja, als sich Petrus in Antiochien aus Furcht vor den Juden zurückzog, gab Paulus das Schädliche eines solchen Verhaltens offen zu erkennen.[1])

Das Gemeinsame:

Nachdem Petrus mit Johannes einige Mal vor den hohen Rath geladen, Verweise erhalten und das zweite Mal gegeißelt worden war, wurde er zum dritten Mal in Jerusalem in's Gefängniß gebracht, aber zur großen Freude der Christen wieder befreit. Hierauf finden wir ihn in Antiochien thätig; spätere Nachrichten enthalten von ihm, daß er 7 Jahre in Antiochien Bischof gewesen und nennen ihn den Gründer der antiochenischen Gemeinde.[2]) Man nannte daher in der alten Kirche Bischöfe von Antiochien Nachfolger Petri. Wenn aber Petrus ein Gründer der Kirche von Antiochien genannt wird, so versteht sich von selbst, daß dieß nur uneigentlich gemeint ist, denn wir wissen ja, daß Petrus erst später, als schon Christen da waren, dorthin kam, aber zur Befestigung mag er viel beigetragen haben. Nach dem ersten Brief Petri

---

[1]) Gal. II. 11.

[2]) Euseb. Chron. ad Ann. 2. Claud. Hieron. De vir. inlust. c. 1.

aus Babylon[1]) hätten wir anzunehmen, daß er dort gewesen; doch ist die Meinung schon sehr alt, daß unter diesem Babylon eigentlich Rom verstanden sei, denn Babylon war sehr berühmt wegen des sittlichen Verfalls. Rom wäre also uneigentlich Babel genannt worden, und weil beide Städte Weltbeherrscherinnen waren. Man ist bis jetzt nicht ganz einig, was man sich unter Babel zu denken habe. Dann ist dieser Brief geschrieben an die Gemeinden in Pontus, Galatien, Kappadocien, Asia und Bithynien. Nun kann man sich denken, daß Petrus nur an solche geschrieben, denen er selbst das Evangelium verkündigt. Ist dieß richtig, so wäre Petrus persönlich in diesen Provinzen gewesen. Doch sind wir nicht gerade gehalten, nur diese Ansicht zu haben, denn Paulus hatte den Römern schon einen Brief geschrieben, ehe er persönlich bei ihnen war, und so konnte es auch Petrus gemacht haben. Es war dieß um so eher möglich, als er das Haupt der Kirche war. Doch kommt es mir viel wahrscheinlicher vor, daß Petrus wirklich in Babylon war, denn warum sollte er Rom Babylon nennen? Petrus lebte ziemlich lange, war auch gewiß nicht unthätig und konnte häufige Reisen machen.

Dann finden wir Petrus in Rom, wo er seine Laufbahn beschloß und der römischen Kirche seine Lehre hinterließ. In neuerer Zeit ist es vielfach bestritten, ob Petrus in Rom gewesen; die Ursache ist wohl Jedem klar. Ich will nun die Gründe angeben, daß er wirklich in Rom gewesen:

Die erste Nachricht, daß Petrus in Rom gewesen, haben wir von Dionysius, Bischof von Corinth, in der

---

[1]) I. Petr. V. 13.

Mitte des zweiten Jahrhunderts [1]). Derselbe sagt: Petrus sei mit Paulus in Corinth gewesen, Beide seien mit einander nach Italien und Petrus habe in Rom sein Leben gelassen. Irenäus, um 200, sagt (adv. Haer. III. 3), Petrus und Paulus hätten die Kirche in Rom gegründet. Clemens von Alexandrien [2]) berichtet dasselbe Faktum. Tertullian, am Ende des zweiten Jahrhunderts, berichtet das Gleiche de praescript. c. 36: Wie glücklich ist die Kirche Roms, daß Petrus und Paulus mit ihrem Blute sie stifteten. Kurz in der ganzen alten Geschichte finden wir es gar nie bezweifelt, daß Petrus in Rom gewesen und dort gestorben sei, und die Sache darf auf vollen Glauben Anspruch machen [3]). Petrus aber starb wie Paulus unter Nero. Dieselbe Verfolgung, welche der Kirche den Paulus nahm, entriß ihr auch das Haupt, den Petrus. Allein eine andere Frage, und zwar eine sehr bezweifelte oder sehr verschieden beantwortete, ist die: Wie lange war Petrus in Rom? Ich muß gestehen, daß ich keine entscheidende Antwort habe; Jeder mag das ihm Wahrscheinliche wählen.

Nach Eusebius (H. E. II. 14) wäre Petrus schon unter Claudius nach Rom gekommen; übereinstimmend sagt Hieronymus [4]): Petrus sei 25 Jahre in Rom gewesen. Wenn nämlich Petrus im Jahre 67 unter Nero hingerichtet wurde, so wäre er hienach im Jahre 42 nach Rom gekommen. Allein diese Angabe des Eusebius und Hieronymus hat Folgendes gegen sich: Die erste aposto-

---

[1]) Euseb. H. e. II. 28.

[2]) Euseb. l. c. II. 15.

[3]) Auffallender Weise übergeht Möhler das wichtige Zeugniß des Clemens Rom. Ep. ad Corinth. VI. 1.

[4]) De vir. inlustr. c. 1.

lische Synode in Jerusalem wurde im Jahre 52 (richtiger 51) gehalten; hierauf reiste Petrus zunächst nach Antiochien, wo er nach glaubwürdigen Nachrichten 7 Jahre blieb. Ferner berichtet Dionysius von Corinth, Petrus sei mit Paulus nach Rom gereist. Das war aber nicht die erste Reise Pauli nach Rom, denn diese beschreibt die Apostelgeschichte genau, erwähnt aber des Petrus mit keinem Wort. Es muß also die zweite Reise Pauli gewesen sein, auf welcher ihn Petrus begleitete. Pauli erste Reise nach Rom fällt in's Jahr 60, worauf er einige Jahre in Gefangenschaft war und dann wieder Bekehrungsreisen machte. So ergibt sich, daß Petrus höchstens einige Jahre könne in Rom gewesen sein. Aber Eusebius und Hieronymus [1]) waren keine so unbedachtsamen Schriftsteller, daß sie von 25 Jahren sprächen, ohne die Schwierigkeit davon zu kennen. Was oben gesagt worden, mußten auch sie wissen und mußten somit Gründe haben, daß sie ihm einen so langen Aufenthalt zuschreiben. Daher kann die Sache auch so gefaßt werden: obwohl Petrus bereits unter Claudius nach Rom gekommen sein konnte, blieb er doch nicht beständig in Rom, sondern reiste nach Pontus, Bithynien u. s. w. und kam dann wieder nach Rom. Das wird auch bestätigt. Wenn nämlich Petrus im Jahre 52 noch nicht in Rom gewesen war, sondern nur in Jerusalem, so fragt es sich, was sollte er nur da gemacht haben? Der eigentliche Bischof von Jerusalem war ja Jakobus; Petrus aber war gewiß nicht unthätig. Er wird also wahrscheinlich vor jener Synode Jerusalem

---

[1]) Dieser hat hier keinen selbständigen Werth, da er ganz von Eusebius abhängig ist. Vgl. Sychowski, Hieronym. als Literarhistoriker. Münster 1894.

verlassen haben. Es mag somit frei stehen, ob wir der einen oder der anderen Ansicht folgen. Gewiß ist, daß er in Rom war und dort starb."

## 2. „Vorrang der Kirche von Rom.[1])

In einer jeden Diözese finden wir als Haupt den Bischof, sodann die Vereinigung der einzelnen Kirchen unter dem Metropoliten. Alle Metropoliten und Bischöfe aber schlossen sich in der römischen Kirche zusammen, welche das Haupt, der Mittelpunkt Aller war. Es waren je 2 zusammenwirkende Umstände, welche der in einer Stadt gegründeten Gemeinde einen Vorrang verliehen: 1. Der äußere, zufällige, daß eine solche Stadt ein großes politisches Ansehen besaß[2]); 2. der innere, in der Natur der Sache gelegene war, daß eine solche Gemeinde von den Aposteln oder ihren ausgezeichneten Schülern gegründet war. Daher waren die apostolischen Kirchen in so großem Ansehen, besonders Rom, Antiochien, Ephesus,

---

[1]) Im MS. letzter Paragraph (§ 52) der ersten Periode: Von Christus bis Constantin. Vgl. Gams K. G. I. S. 393. Friedrich, Möhler S. 78.

[2]) Schon 1823 Tüb. Q.-Schr. S. 481 sagt Möhler: „Daß das politische Uebergewicht der Stadt Rom den Bischöfen daselbst den Primat verschafft habe, ist eine von den Protestanten schon längst vorgebrachte, aber auch der Geschichte widersprechende Behauptung. In welcher Verbindung konnten sich die Christen der ersten Jahrhunderte die kirchlichen und die Staatsverhältnisse denken, in welcher Verbindung die Einrichtungen ihres religiösen Gemeinwesens mit einer Stadt, die sie als den Vereinigungspunkt aller Abgötterei (Babel nach dem Ausdruck der Apokalypse) betrachteten, von welcher beständig nur Verfolgungen gegen sie ausgingen?"

Alexandrien. Aber Rom hatte nicht nur den Vorzug, daß es von zwei der berühmtesten Apostel, wenn nicht gerade gegründet, so doch befestigt worden ist, sondern auch den, daß Petrus, den wir als das Haupt kennen, in Rom starb. Hier hinterließ er also die Würde seines Primates, der sich in der römischen Kirche bis auf unsere Tage fortererbt hat.

Unter den mancherlei historischen Argumenten hebe ich nur drei hervor:

1. In der Ueberschrift des Briefes des hl. Ignatius an die römische Gemeinde wird eben diese Kirche die „Vorsteherin des Liebesbundes" der Christen genannt (*προκαθημένη τῆς ἀγάπης*[1]). Ignatius war aber ein unmittelbarer Schüler der Apostel.

2. Ein Zeugniß bei Irenäus adv. Haer. III. 3. Zuerst nennt hier Irenäus die römische Kirche die älteste Kirche, die von Petrus und Paulus gegründet worden, dann fährt er fort: ad hanc enim ecclesiam propter potiorem principalitatem necesse est omnem convenire ecclesiam, hoc est, eos qui sunt undique fideles, in qua semper ab his, qui sunt undique conservata est ea quae est ab apostolis traditio. Rom ist also hier als Mittelpunkt des kirchlichen Lebens angeführt. Die Veranlassung zu dieser Stelle war der Gnosticismus. Am genannten Ort liefert Irenäus den Beweis aus der Tradition und sagt: Ihr dürfet Euch nur in jeder apostolischen Kirche erkundigen, welches die ursprüngliche Lehre sei und Ihr werdet erkennen, daß die Eurige nichts ist.

---

[1]) S. Friedrich a. a. O. S. 79. Im Jahre 1823 möchte Möhler die Stelle noch im Sinne fassen: „Rom, welches sich durch Liebe auszeichnet." Tüb. Q.-Schr. 1823 S. 507 ff.

Dann sagt er, er wolle sich nur auf die römische Kirche berufen, denn diese gelte für Alle, weil sie der Mittelpunkt Aller ist.

3. Der hl. Cyprian, epist. 55 [1]), nennt die Kirche von Rom ecclesiam principalem, unde unitas sacerdotalis orta est, auf welcher die Einheit des Episcopates gründet. Heißt nun das, daß Rom die erste Kirche sei, von welcher die Einheit des Episcopates entstanden? Dazu muß man den Eingang seiner Schrift de unitate ecclesiae lesen [2]). Hier wird die Einheit auf Petrus, das Haupt der Apostel, zurückgeführt Er sagt, Petrus sei als der Erste vom Herrn gewählt worden, damit habe der Herr auf ihn seine Kirche gebaut, so zwar, daß durch Petrus erst die Schlüsselgewalt auf die Uebrigen übergegangen. Da nun Cyprian die Nachfolger anerkennt, so sagt er vom römischen Bischof, daß er der Zusammenschluß der Einheit der Hierarchie sei. Nun wollen wir sehen, ob nicht im Leben der Vorrang ausgeübt worden. Ich könnte eine Menge Thatsachen anführen, ich erinnere aber nur an das, was wir bisher schon gesehen: z. B. als der Montanisten-Streit entstanden [3]), wendeten sich diese besonders nach Rom, um von hier anerkannt zu werden. Als aber Rom die Montanisten nicht anerkannte, suchten dieselben die gallischen Christen besonders für sich zu interessiren und eine Art von Vermittlung zwischen ihnen

---

[1]) Edit. Vindob. ep. 59, 14.

[2]) Die ganz gleiche Schlußfolgerung findet sich auch in „Einheit in der Kirche" S. 240, wie überhaupt der ganze Geist hier und dort unverkennbar ein und derselbe ist Ganz anders 1823 Tüb. Q.-Schr. S. 510 ff. S. Friedrich S. 80.

[3]) Ein ähnlicher Gedankengang, aber noch etwas abgeschwächt, in „Einheit in der Kirche" S. 266 f.

und Rom einzuleiten. Also war es besonders Rom ... [1]) Bei den Streitigkeiten über die Osterfeier haben wir besonders den Papst Viktor thätig gesehen, auf ihn kam es an; so bei der Ketzertaufe, und als Dionys von Alexandrien gegen Sabellius zu weit gegangen zu sein schien."

### 3. Kirchensprache und Volkssprache.[2])

Hierüber spricht sich Möhler gelegentlich einer eingehenden Recension über Walters Lehrbuch des Kirchenrechts aus. Daselbst heißt es: „Seine sonst gewöhnliche Mäßigung und Ruhe verliert der Verf. S. 333, wo er von der lateinischen Sprache bei der Liturgie spricht. Er sagt nämlich: „daß Diejenigen, welche sich für die Einführung der deutschen Sprache bei dem Gottesdienste, und namentlich bei der Messe, erklärt hätten, nur willkürliche Neuerungssucht und groben Ungehorsam an den Tag legten, weil das ohne Zustimmung des kirchlichen

---

[1]) Hier ist der Nachsatz ausgefallen.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1823 S. 293—99, Recension über Walters Kirchenrecht. Eine zweite, etwas mildere Recension schrieb Möhler über die vierte Auflage genannten Buches 1829 (Tüb. Q.-Schr. 566—72), und Gams (S. 259) sieht den Grund hievon darin, weil „inzwischen in seinen kirchlichen und kirchenrechtlichen Anschauungen ein Umschwung stattgefunden habe." Faktisch verhält sich die Sache umgekehrt; ein Umschwung lag vor, aber nicht auf Seite Möhlers, sondern auf Seite Walters. Dieß drückt ersterer klar und bestimmt also aus: „Die eben berührte Rüge (manche schroffe Ansichten und Behauptungen), die die früheren Ausgaben, insbesondere die erste treffen konnte, ist nun aber auf die vierte nicht mehr anwendbar", da „das Buch, wie es eben vor uns liegt, sowohl dem Stoffe, wie der Anordnung nach als ein ganz neues betrachtet werden kann."

Oberhauptes und gegen das Verbot des Conciliums von Trient sei unternommen worden."

Rec. bemerkt hiebei Folgendes: Betrachteten wir die Sache ohne Vorurtheil und versetzten wir uns in eine Lage, in der wir zuerst, und ohne durch die Gewohnheit schon dahin gebracht zu sein, daß wir das Auffallende nicht mehr fühlen, diese Einrichtung fänden: so müßten wir gewiß staunen, wie doch auch Jemand auf den Gedanken kommen konnte, sich einer unverständlichen fremden Sprache zur Erbauung des Volkes zu bedienen! Bedient sich doch jedes Volk der ihm von Gott gegebenen Sprache in allen Verhältnissen des Lebens: warum nun bei uns gerade da nicht, wo es den schönsten Gebrauch dieser göttlichen Gabe machen könnte — bei der Mittheilung religiöser Gefühle in dem feierlichsten Akte unseres ganzen Cultus! Allein zur Ehre des gesunden Menschenverstandes kam auch Niemand auf diesen Gedanken. Man betrachte nur die Sache vom historischen Gesichtspunkte aus; man betrachte, wie es kam, daß zuletzt eine von der Volkssprache verschiedene Sprache sich vorfand; man betrachte den Grund ihres Gebrauches. Sollte dieser nicht mehr da sein, wie kann man es eine willkürliche Neuerungssucht nennen, wenn man der Ueberzeugung ist, daß mit dem Aufhören des Grundes auch das durch ihn Begründete aufhöre? Hängt denn dieses ewige Gesetz von unserer Willkür ab? ist es etwas Neues? Was ohne seinen Grund forteristirt, mithin grundlos ist, stellt sich in der Natur, wie in der sittlichen Ordnung, als ein Unding dar, das seine Nichtigkeit in sich selbst trägt.

1. Ist es Thatsache, daß in der griechischen Kirche die Liturgie in der griechischen Sprache verfaßt war, in der lateinischen lateinisch, ungeachtet die hl. Schriften selbst

meist griechisch geschrieben waren; im ganzen Orient war, wie die Volkssprache, so die Kirchensprache.

2. Als das Christenthum in die Abendländer sich verbreitete, nach Spanien, Gallien, Pannonien, Norikum u. s. w., in welcher Sprache mußte da wohl die Liturgie gefeiert werden? Freilich auch in der lateinischen, da diese in den erstgenannten Ländern beinahe ganz, durch die hierin bekanntlich große Kunst der Römer, zur Volkssprache geworden war und namentlich auch nach Norikum bis in die äußerste Juvavia das Christenthum durch die römischen Legionen gebracht wurde, welche aus einem römischen Lager zur Stadt sich erhob, also gleich allen Städten dortiger Gegend eine römische Kolonie war.

3. Als später die Barbaren sich Italiens, Galliens und Spaniens u. s. f. bemächtigten, behielten die besiegten Völker ihre Gesetze, Sprache, Religion und religiösen Gebräuche bei; ja die Sieger, die den geringsten Theil der Bevölkerung der eroberten Länder ausmachten, nahmen bald die Religion der Besiegten an. Wie konnte es nun anders sein, als daß sie auch die Sprache anhören mußten, in welcher die Liturgie verfaßt war? Sie blieb ihnen nicht einmal lange unverständlich; sie erlernten die Sprache der besiegten Völker, und bedienten sich derselben neben der germanischen.

4. Jahrhunderte lang verstand Jedermann in den gedachten Ländern die, wenngleich sich selbst immer mehr ungleich werdende, lateinische Sprache. Aus dem 9. Jahrhundert haben wir noch Zeugnisse, daß die lateinische Sprache von dem Volke in Gallien noch verstanden wurde. Eine zu Tours im Jahre 813 gehaltene Synode verordnet, daß die Bischöfe ihre Predigten entweder im Bauernlatein (rustica romana lingua) oder in der deutschen

Sprache (lingua theodisca) halten sollten, damit Jedermann sie verstehe. Wir sehen hieraus, daß beide Sprachen damals noch von einander geschieden waren, daß aber das Bauernlatein Jedermann verstand, und somit die lateinische Kirchensprache, so verschieden sie auch von jenem Latein sein mochte, doch damals noch Keinem ganz fremd geworden war. Nur allmählich entstand aus beiden Sprachen eine neue dritte, wozu aber das Lateinische das Meiste hergab. Wenn denn zuletzt die Kirchensprache eine ganz von der Volkssprache abweichende wurde, so geschah es doch in einem allmählichen, natürlichen Uebergang; das sich nach einer Jahrhunderte dauernden Bildungsperiode in eine neue Sprache auflösende Bauernlatein bildete ihn. Es kam den Völkern somit gar nicht zum klaren Bewußtsein, daß eine fremde Kirchensprache zurückblieb.

5. Was aber Deutschland betrifft, so war an vielen Orten, am Rhein, an der Donau von den Römerzeiten her die lateinische Sprache schon im Gebrauch; an anderen Orten hielt man wohl gar das Unverständliche der Sprache als einen wesentlichen Theil des Christenthums, und von Seiten der Priester dachte man aber wohl am Wenigsten daran, diesen Wahn zu nehmen, da die Unverständlichkeit der Sprache ihre Unwissenheit weniger fühlbar machte, ja noch dazu einen gewissen Nimbus gewähren mochte. Die Sachsen fragte man aber wohl nicht, welche Sprache sie wollten, da ja nicht einmal die Annahme der Religion selbst freiwillig war.

Ziehen wir nun aus dem Gesagten den Schluß, so ergibt sich:

1. Man gebrauchte die lateinische Sprache Anfangs in Spanien, Gallien, Italien, einem beträchtlichen Theil des jetzigen Deutschlands u. s. w., weil sie verständlich war

und somit auch alles leistete, was man von der liturgischen Sprache erwarten kann.

2. Jetzt versteht sie das Volk nicht mehr. Aller natürliche Grund ihres Daseins in den genannten Ländern als liturgische Sprache hat somit aufgehört, und sie steht somit als ein grundloses Ding da. Ob nun der Verfasser mit Recht eine willkürliche Neuerungssucht, einen groben Ungehorsam vorwerfe, da doch jeder Gehorsam rationabilis, wie die Alten sagten, sein muß, mag jeder unbefangene Leser beurtheilen. Uebrigens wurde das Recht, gegen kirchliche Mißbräuche zu sprechen, in allen Zeiten ausgeübt; man lese den hl. Bernhard, Gerson, Pierre d'Ailly, Clemangis u. A.

Doch nachdem der natürliche Grund für die Beibehaltung der lateinischen Sprache in der Liturgie aufgehört hat, unterschiebt man Gründe; damit, weil keine vorhanden sind, doch vorhanden zu sein scheinen. Man höre nur, welche Gründe der Verfasser anführt:

1. In einem großen Gebäude, sagt er, würde man doch nicht allgemein verständlich sein. — Also weil man da und dort möglicher Weise die deutsche Liturgie in der ganzen Kirche nicht versteht, soll eine Sprache bleiben, die man nirgends versteht.

2. Schützt der Verfasser die alterthümliche Würde der lateinischen Sprache vor. — Sollte man nicht lieber die hebräische nehmen; diese ist noch viel älter?

3. Ist er für ihre Beibehaltung wegen der Gleichförmigkeit, und nach Seite 22, weil sie ein passendes Symbol der kirchlichen Einheit sei. — Allein die Einheit besteht im Lehrbegriff, in den wesentlichen Theilen des Cultus und in der von Christus angeordneten Verfassung. Sind wir nun darin wirklich einig, wozu haben wir ein

Symbol nöthig, da wir die Sache haben? Sind wir nicht einig (quod absit), so würde es etwas andeuten, was nicht da wäre, und mithin täuschen; es würde glauben machen, wir hätten die Sache, weil wir ihr Zeichen haben, und uns beruhigen, da wir erst recht auf die Sache hinarbeiten sollten. Welche rührende Gleichförmigkeit ist es auch, wenn z. B. alle Nonnen das lateinische Brevier beten! Welch erhabene Einheit, wenn keine Gemeinde in der ganzen katholischen Welt ihren Priester versteht! Gleichförmigkeit allein kann nie ein Grund zur Einführung irgend einer Sache sein. Kein Disciplinar-Gesetz wurde je der Gleichförmigkeit wegen allgemein eingeführt, sondern weil man es als allgemein nützlich ansah. Kann es denn nicht auch eine Gleichförmigkeit in der Thorheit geben?

4. Glaubt der Verfasser, die Beibehaltung der lateinischen Sprache sei deßwegen nützlich oder nothwendig, weil die Liturgie in neue, schwankende und schlechte Mundarten übersetzt werden müßte. Sonderbar. Soll ich denn Gott nicht in der Sprache ein Dankgebet bringen, die er mir gegeben hat? Und wenn die Sprache der Liturgie mit einer wesentlichen Vervollkommnung der Nationalsprache selbst abgeändert werden muß, liegt es nicht in der Natur der Sache? Wollen wir denn Gott anklagen, daß er nicht sogleich einem jeden Volke eine vollkommene Sprache gab? Die Sprache ist immer das vollkommenste Bild des jedesmaligen Culturstandes eines Volkes; darum ist seine Sprache, wie sie auch immer ist, für es die beste. — Das sind nun die Gründe, wegen welcher der Verfasser für die Belassung der lateinischen Sprache ist. Rec. aber meint, das heiße ein Gebäude mit einer Rauchwolke stützen wollen, wenn die Säulen hinweg sind, auf welche es gebaut war.

— Merkwürdig ist, wie schon Papst Johannes VIII. darüber dachte. Als der Slavenapostel Methodius unter anderem deßwegen verklagt wurde, weil er sich beim Gottesdienst der lateinischen Sprache nicht bediene, so forderte ihn der genannte Papst nach Rom, und sprach ihn völlig frei. Die Gründe, die ihn dazu bestimmten, drückte er in einem dem Methodius an seinen Fürsten mitgegebenen Schreiben aus, worin er unter anderem sagt: Die slavischen, von dem Philosophen Constantinus erfundenen Buchstaben gefielen ihm sehr wohl; und befiehlt, den Ruhm und die Werke Christi in denselben zu preisen. Denn die Worte: lobet den Herrn alle Völker, bewiesen, daß man ihn nicht blos in drei Sprachen (in der lateinischen, griechischen und hebräischen), sondern in allen loben dürfe; eben dies hätten auch die Apostel gethan und dazu aufgemuntert. Denn dem Glauben schade es nichts, wenn in der slavischen Sprache Messe gelesen, oder gut übersetzte biblische Abschnitte vorgelesen und Lieder gesungen würden: weil Ein Gott alle Sprachen zu seiner Ehre geschaffen habe. Er sagt darum, man solle blos das Evangelium auch lateinisch ablesen; wenn der Fürst aber eine lateinische Messe lieber wolle, so möge er wählen"[1]).

### 4. Ausführungen über den Orden der Jesuiten.

a) In einer Recension vom Jahre 1829[2]).

„Allerdings hat die Geschichte der Jesuiten eine Seite, von welcher sie die Theilnahme des Historikers im höchsten

---

[1]) Vgl. das Schreiben des Papstes Johann VIII. v. Juni 880. ap. Mansi coll. concil. XVII. 181. Migne P. L. t. 126. p. 904. Jaffé² n. 3319.

[2]) Tüb. Q.-Schr. 1829 S. 115 Rec. der Fortsetzung von Hortigs Kirchengesch. durch Döllinger.

Grade in Anspruch nimmt; ihre außerordentliche Thätigkeit, ihre großen Verdienste um die Ausbreitung des Glaubens, um die Erziehung und Bearbeitung einzelner Theile der Wissenschaft; die grenzenlose Rohheit und Barbarei, mit welcher ihr Orden in mehr als einem Lande aufgehoben wurde, die blinde gehässige Leidenschaft, mit welcher derselbe auch jetzt noch größtentheils beurtheilt wird, namentlich auch der Umstand, daß jene elenden sogenannten Philosophen, die ohne alle höheren Gedanken und wahre Wissenschaft aller Religion entgegen waren, zugleich am thätigsten den Jesuiten sich entgegensetzten, und an ihren Sturz der baldige Ruin der gesammten französischen Kirche sich anknüpfte, alles Das ist im Stande, in ihnen nur Märtyrer der Wahrheit zu erblicken, und zu bewirken, daß man, ihre Fehler übersehend, mit unendlicher Sehnsucht ihnen entgegenblickt, und einen neuen Himmel und eine neue Erde von ihnen erwartet, und kaum begreifen kann, daß dieselben, gleichwie sie eine unglückschwangere Zeit hinweggenommen, nicht auch eine bessere und frommere Periode wieder zurückführen müsse. Alles dieses ist Menschenweise und darum natürlich, und eben deßwegen auch nicht geradezu tadelnswerth. Auch gibt Rec. noch zu, daß ihre Feinde sie größtentheils nicht um des Bösen willen, das die Gesellschaft an sich hatte, hassen, sondern um des Guten wegen. Denn die schlimme Seite der Jesuiten ist gerade der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Für das Traurigste, das im Gefolge der Freundschaft der Jesuiten sich befindet, muß Recensent aber das betrachten: daß Manche nach ihrer Thätigkeit und der der Mönche überhaupt sich sehnen und dessen nur sich freuen und das nur erharren, was diese *wirken würden*, wenn sie wieder vorhanden wären, selbst aber auf diese Imagination sich ver-

lassend, in schmachvoller Unthätigkeit auf dem Ruhepolster verfaulen und Alles gethan zu haben sich vorlügen, wenn sie selbst träge, nur nach der Thätigkeit der Jesuiten und der Mönche sich sehnen, als hätten sie damit ihre Pflicht erfüllt. Immer pflegt man zu wiederholen, große literarische Unternehmungen sind nur bei dergleichen vereinten Bestrebungen und vielumfassenden Hilfsmitteln möglich, und vernachlässigt offenbar, was der Einzelne für sich und im Besitze beschränkter Mittel leisten kann. Fürwahr, es gibt katholische gelehrte Anstalten in und außerhalb Deutschland genug, die mit sehr großen wissenschaftlichen Apparaten dennoch zu nichts parat sind. Die Pflicht eines Jeden ist, so zu handeln und zu wirken, als handelte und wirkte er allein, und als sei Alles seinen Schultern übergeben; Niemand aber soll sich auf Andere, am Wenigsten aber auf das Unzuverlässigste verlassen. Weicht nun Recensent in manchen von Herrn Döllingers Ansichten ab, so ist er doch gewiß, daß hierin keine Verschiedenheit stattfindet, und der Verfasser ganz mit ihm übereinstimmen wird."

„Im Einzelnen bemerken wir nur, daß von Bajus angefangen (die Darstellung seines Systems muß bei einer neuen Ausgabe einer sorgfältigen Revision empfohlen werden) bis zu Quesnel das viele Gute, das die Jansenisten und ihre Vorgänger im Gegensatz zu den Jesuiten offenbar auszeichnete, unentwickelt geblieben ist. Wie viele gehässige Maßregeln glaubte man sich ferner erlauben zu dürfen, um den Jansenismus niederzuhalten, der sich gewiß nicht zu solchen Abgeschmacktheiten würde verirrt haben, wenn man seine Anhänger nur einigermaßen schonend und mit christlicher Mäßigung behandelt hätte! Dann that es noth, mit Hilfe einer den Papst ohnedieß schon despo-

tisirenden Macht demselben eine Bulle Unigenitus auszupressen, oder vielmehr nur zur Unterschrift vorzulegen, um in derselben zu einer Zeit die Natur und ihre Kräfte recht hervorzuheben, und das Aeußerste zu behaupten, was in dieser Beziehung nur von einem Individuum gewagt werden kann, das den Versuch machen will, wie geschickt und künstlich es sich an dem Rande herumbewegen kann, ohne in den Abgrund zu stürzen, da der Naturalismus schon überall spukte!

Endlich scheint Herr Döllinger die große Verachtung, die das Parlament von Paris gegen den Episkopat allmählich entwickelte, den Jansenisten zur Last zu legen, als wenn diese einen Pater le Tellier und la Chaise am Hofe gehabt, als wenn diese Alles durch die weltliche Gewalt durchzusetzen versucht, und dieselbe gleichsam zur Erklärung herausgefordert hätten, daß sie infallibel sei."

### b) Nach den Vorlesungen von 1834/1835[1].

„§ 22. Die neuerrichteten Orden und reformirten Congregationen.

**A. Jesuiten.** (Gründung des Ordens.)

Schon auf der Synode zu Trient waren die Ordensgenerale ungemein wirksam, besonders verdient der Jesuitenorden unsere Aufmerksamkeit; er ist nicht der Erste, aber seine Bedeutung ist so groß, daß ihm der Vorzug vor Allen gegeben werden muß.

---

[1]) Nach oben angeführtem MS. Nicht uninteressant, hier aber nicht angezeigt, wäre eine Vergleichung der nachfolgenden Darstellung mit den Angaben von Leu, Beitrag zur Würdigung des Jesuiten-Ordens. Nebst einer noch ungedruckten Geschichte und Beurtheilung der Jesuiten von Dr. Joh. Adam Möhler. Luzern 1840.

Stifter der Jesuiten ist Ignatius von Lojola, der Sohn eines spanischen Edelmannes, geb. 1491 in der Grafschaft Guipuzcoa. Lange war er am Hofe des Königs von Spanien, trat hierauf in Militärdienste und zeichnete sich durch seine Tapferkeit und Beharrlichkeit aus. Im Jahre 1521 wurde er bei Belagerung von Pampelona schwer verwundet, worauf er lange das Bett hüten mußte. Nun las er weit mehr als früher und auch Anderes; jetzt nicht mehr Romane, wohl aber Biographien, das Leben Jesu u. A. Durch diese neue Lektüre wurde der Entschluß in ihm wachgerufen, sein Leben zu ändern. Er hatte nichts Schlechtes begangen, war aber doch leichtsinnig und oberflächlich gewesen, jetzt aber ernst und tiefsinnig geworden und unterzog sich den strengsten ascetischen Uebungen. Ganz excentrisch waren seine ascetischen Anstrengungen und die Pläne, die er sich machte.

Von glühendem Eifer erfüllt, die Ungläubigen für die hl. Kirche zu bekehren und kein Hinderniß für zu hoch haltend, faßte er den Entschluß, nach Palästina zu gehen, aber nicht blos um das hl. Grab zu sehen, sondern um die Muhamedaner zu bekehren, und schon war er unter ihnen aufgetreten, als er plötzlich abgehalten wurde. Der Franziskaner-General von Jerusalem bedrohte ihn mit der Excommunication, wahrscheinlich weil er wußte, daß die Muhamedaner nicht zu bekehren waren, und die Christen nur noch mehr verfolgt würden. Mit Schmerzen kehrte Ignatius nach Spanien zurück. Er entschloß sich nun, Lateinisch zu lernen und scheute sich nicht, in Barcelona sich mitten unter Knaben von 10—12 Jahren zu setzen; machte auch bald ungeheuere Fortschritte. Jetzt zog er auf die Universität Alcalá de Henares und dann nach Paris zu philosophischen und theologischen Studien i. J. 1528.

Hier war es, wo sich die ersten Keime seiner Gesellschaft bildeten. In Spanien hatte er in seinen freien Stunden vernachlässigtes Volk um sich versammelt und gab Unterricht. Da er etwas zerlumpt war, wurde die Inquisition aufmerksam gemacht, und er wurde eingezogen, bis man sich ganz überzeugte, daß nicht das Mindeste von einem Häretiker in ihm sei. In Paris setzte er dieß fort; er hatte aber sein Vermögen verschenkt; hatte jedoch viele Freunde, die ihn unterhielten und gegenseitig ihre Kenntnisse austauschten. Seinen Eifer für Bekehrung zeigt am besten folgende Thatsache: Unter seinen entfernten Bekannten war einer, der häufig zu Nacht Paris verließ und auf ein Dorf in ein verrufenes Haus sich begab. Ignatius hatte ihn schon längst gewarnt, aber umsonst. Er machte es nun also: Der Student mußte an einem kleinen See vorüber, und Ignatius stellte sich des Nachts mitten in den See bis ans Haupt und rief dann: Wandle nicht mehr auf dem Weg der Finsterniß! und der Student stand von Stund an ab. Studienfreunde des Ignatius sind: Franziscus Xaverius, ein Edelmann aus Navarra, der berühmte Apostel der Indier; Pierre le Fèbre, Jakob Lainez, Alfons Salmeron aus Spanien, Nicolaus Bobadilla, Simon Rodriguez, ein Portugiese. Diese sechs jungen Männer waren alle ausgezeichnet, von ausgebreiteten Kenntnissen und aufrichtig religiösem Sinn. Sie gingen mit Ignatius häufig zum hl. Abendmahl und gelobten endlich, sich mit Entsagung ihres Vermögens ausschließlich dem Heile der Ihrigen zu widmen. Das war die erste Idee. Dann entschlossen sie sich, zu den Muhamedanern zu gehen; sollten aber unübersteigliche Hindernisse kommen, dann wollen sie sich dem Papste erschließen. Nach Palästina konnten sie nicht kommen und reisten nun zum Papste,

um ihm ihre Dienste anzubieten. Ueberall predigten sie und unterrichteten das Volk.

Inzwischen waren sie unter sich eins geworden, einen förmlichen Orden zu stiften und ihre Ordensconstitution zu entwerfen: Beförderung des christlichen Lebens solle der Hauptzweck des Ordens sein. Jedes Mitglied verpflichte sich seinen Oberen, hinzugehen, wo es sei, um das Christenthum zu predigen, besonders den Kindern und den untersten Volksklassen. Dem Papste aber gelobten sie ganz besonders Gehorsam, und dieß war ein neues Moment. Der Papst wies sie ab: es seien der Orden schon so viele, daß man keinen neuen annehmen könne; doch bestätigte sie Paul III. im Jahre 1540, aber unter der Bedingung, daß Ignatius nur 60 Mitglieder aufnehme. Die ausnehmende Thätigkeit des Ordens bestimmte jedoch Paul III. schon 1543, Ignatius zu gestatten, so viele aufzunehmen, als sich zur Aufnahme tauglich erwiesen. Noch im Jahre 1540 zog Franz Xaver nach Ostindien, Andere gingen nach Spanien, Portugal und Deutschland. Im Jahre 1556, dem Todesjahr des Ignatius, hatte der Orden 1000 Mitglieder, die in der ganzen Welt wirkten.

### B. Geist des Ordens der Jesuiten und seine ursprüngliche Thätigkeit.

Wir haben gehört, daß anfänglich die Jesuiten den Entschluß im Allgemeinen faßten, sich der Verbreitung und Befestigung des Christenthums zu widmen, ohne diesen Gedanken näher auszuprägen. Aber die Zeitverhältnisse prägten ihn bestimmter aus. Die katholische Kirche war ja im Zustande der Bedrängniß. Der Protestantismus nahm immer mehr zu, und die Jesuiten

machten es sich nun zur Hauptaufgabe, die katholische Lehre gegen den Protestantismus zu schützen. In der That finden wir, daß Alles, was in der katholischen Kirche hohe Kraft hatte, sich in kurzer Zeit um die Jesuiten sammelte. So nahm der Orden die Stelle der centralen Opposition gegen die Protestanten ein; und das ist sein Hauptcharakter in seiner ersten Zeit. Jesuiten und Protestanten sind die entschiedensten Feinde; noch jetzt ist einem Protestanten ein Jesuit etwas ganz Verabscheuungswürdiges. Dazu mußte der Orden ganz eigenthümlich in sich belebt sein. Der Protestantismus war aus einem verworrenen religiösen Gefühl hervorgegangen; der Orden durfte daher religiöser Kraft nicht ermangeln, er mußte aber auch eine Eigenschaft haben, die dem Protestantismus abging. Ueberall, wo das Gefühl besonders lebendig hervortritt, tritt die Besonnenheit und der klare Gedanke meist zurück; nur bei den Jesuiten finden wir sie vereinigt. Begeisterung und Besonnenheit sind die Pole des Lebens, aber wo das Eine ist, findet das Andere sich nicht vor; der Orden der Jesuiten hatte Beides. Ignatius war der Mann des wunderbaren Glaubens bis zur Schwärmerei, eines glühenden Eifers für Jesus; in Lainez aber war ein großer, klarer Verstand, eine ungeheure ordnende Kraft. Diese Beiden nun waren es, die die Constitution des Ordens gaben.

Wenn man den Orden der Jesuiten und seine ganze Thätigkeit gehörig würdigen will, so muß man die erste Zeit seines Wirkens und die Umstände, unter denen er auftrat, erwägen. Der Reformation des 16. Jahrhunderts konnte von den alten, bereits seit mehreren Jahrhunderten bestehenden Mönchsarten nicht wohl begegnet werden. Die Benediktiner waren unter ganz anderen Verhältnissen

entstanden; ihre ganze Tendenz forderte sie nicht auf, nach außen so zu wirken, ja sie waren durch die Ordensregel gehindert; sie waren in einer Zeit der Rohheit entstanden; das Land zu bebauen und wilden Völkern die Religion zu bringen, war ihre vorzüglichste Bestimmung, aber für die neuere Zeit paßten sie nicht, waren vielmehr wie Fremde in ihr. Im Anfang des 13. Jahrhunderts traten die Dominikaner und Franziskaner auf; auch diese trugen ganz das mittelalterliche Gepräge, gehörten einer bereits verschollenen Zeit an, und ihre Art der Wissenschaft paßte nicht mehr für diese Zeit. Der Säcularclerus war jetzt ungebildet und unverständig; hier war an keine religiöse Begeisterung zu denken. Dann gab es nicht Wenige, die um ein Weib Jesus Christus selbst verkauft hätten, und wenn man ihnen sechs angeboten, wären sie Muhamedaner geworden. Es mußte also ein neuer Orden gebildet werden. Wir dürfen nur auf die eine oder die andere Ordensprovinz der Jesuiten hinblicken.

In Bayern schwankte man lange zwischen Katholicismus und Protestantismus. Die Geistlichkeit war im Ganzen dort tief gesunken, das Volk hatte ihr das Vertrauen entzogen. Die Herzoge von Bayern waren aber beständig nicht nur der katholischen Kirche treu und ergeben, sondern auch bedacht, den Clerus zu erneuern[1]). Aber woher Diejenigen erhalten, die den ersten Anstoß gaben? Im Jahre 1549 wendete sich der Herzog an die Jesuiten, zumal schon der Pater Le Jay (Jajus) in Bayern gewirkt hatte zum Segen der Kirche. Die theologische Facultät in Ingolstadt wurde jetzt durch Jesuiten besetzt, die vor Allem darauf hin-

---

[1]) Vgl. hierüber Knöpfler, Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. München 1891.

arbeiteten, einen sittlichen und wohlgebildeten Clerus zu bilden. Es war da der Pater Le Jay, dieser erklärte das A. T. und die Psalmen, Salmeron das N. T. und besonders die Briefe Pauli, weil gerade diese die Quelle waren, aus der die neuen Religionsideen geflossen. So wurde ein besonderes Augenmerk auf das Studium der heiligen Schrift gerichtet und dasselbe den Zeitbedürfnissen angepaßt. Peter Canisius, der erste Deutsche des Ordens, ein Cölner, ein in Sitten und Wissen hochstehender Mann, las über Dogmatik und Moral. Nun fand es sich bald in Ingolstadt, daß die Candidaten der Theologie in der allgemeinen Bildung ganz vernachlässigt waren und ihren Lehrern in der neuen Form nicht folgen konnten. Daher übergab man den Jesuiten auch den philologischen und philosophischen Vorbereitungsunterricht. So entstand dort das erste Jesuitencolleg. Dasselbe bildete ausgezeichnete junge Geistliche für ganz Bayern, und von diesen gingen bessere Sitten und Bildung aus, wodurch Geistlichkeit und Laien in der Kirche befestigt wurden.

So auch in Oesterreich, nur waren die Verhältnisse dort noch schlimmer. In den 50er und 60er Jahren des 16. Jahrhunderts war oft nicht mehr der zehnte Theil katholisch. Freilich waren die Getrennten gerade nicht Protestanten, aber es war die Zeit der Verwirrung. Auch hier hatte es besonders an Erleuchtung und tieferer Kenntniß gefehlt. Kaiser Ferdinand I. berief daher auch Jesuiten; manche wurden von Ingolstadt dorthin berufen. Die theologische Facultät in Wien war so herabgekommen, daß sie seit 20 Jahren nicht mehr einen Priester ausgebildet. Peter Canisius erhielt von Ferdinand den Auftrag, die ganze Universität neu zu organisiren, und er that es mit großem Glück. Dieselbe Universität hatte schon lange vorher den

Auftrag erhalten, einen Katechismus zu fertigen. Canisius verfertigte einen solchen in kurzer Zeit, und man weiß, wie lange er allgemeine Billigung fand, bis auf die neueste Zeit. Dieser Canisius verwaltete zugleich eine Zeit lang das Bisthum Wien. So verbreiteten sich von Wien aus die Jesuiten, und in kürzester Zeit verließen die Gemeinden ihre schon gehabten protestantischen Prediger und kehrten zur katholischen Kirche zurück. So überall, wo die Jesuiten Collegien hatten: in Prag, Würzburg, Cöln, Antwerpen. Nun begreift es sich selbstverständlich, daß von protestantischer Seite diese Thätigkeit gehaßt werden mußte. —

Ganz besonders ausgezeichnet steht in der Geschichte des Ordens seine erste Zeit, die strengen Sitten, die er nicht nur in seiner Mitte hatte, sondern überallhin verbreiten wollte. Schon als die ersten Genossen des Ignatius von Lojola nach Venedig und Rom reisten, setzten sie sich ganz besonders der Sittenverwilderung entgegen. In Rom suchte Ignatius ganz besonders die Dirnen, die so viel zu allem Schlechten beitragen, auf, um sie zu bessern. Er war hierin ungemein glücklich; er stiftete mehrere Häuser zur hl. Martha, wo er solche unterbrachte, und aus ihnen selbst noch nützliche Personen machte. Als nun die Jesuiten zuerst in Portugal auftraten und sich eines großen Beifalls erfreuten, wendeten sie ihren Blick auf die ausgearteten Sitten der Portugiesen und wirkten hier so gut, daß ein Schriftsteller sagt: Sie hätten ein neues Sparta gründen wollen. Die Jesuiten waren von so löblichem Geist und Sitten erfüllt, daß diesem Geiste die Ordensbestimmung beizumessen ist, Jesuiten dürfen die Wahl zu einem Bischof oder anderem hohen Amt nicht annehmen, damit der Ehrgeiz in dem

Orden nicht einreiße, und Selbstsucht nicht die Oberhand bekomme. Als aber unter dem zweiten Ordensgeneral Lainez die wissenschaftlichen Bestrebungen ein einseitiges Uebergewicht erhielten über die Pflege des frommen Sinnes, trat der dritte Ordensgeneral Franz Borgia, aus einem alten spanischen Adelsgeschlechte, auf und erließ ein ungemein rührendes Rundschreiben an alle in allen Welttheilen zerstreuten Jesuiten und forderte sie auf, von der Wissenschaft sich nicht aufblähen zu lassen, denn es gebe doch noch ein höheres Ziel. Da die Jesuiten sehr geschickte Männer waren, so waren sie auch in allen Verhältnissen brauchbar. Man lockte sie an die Höfe u. s. w., aber die Ordensgenerale verboten es, jemals zu Hofe zu gehen, außer wenn ein ausdrücklicher Befehl des Fürsten vorliege. Weltliche Angelegenheiten müssen ihnen ferne sein. Die Jesuiten waren wohl Erzieher der Prinzessinnen an deutschen Höfen, und diesen Prinzessinnen wird überall das Zeugniß gegeben, daß sie auf Einfachheit des Lebens und strenge Sitten hielten. Der einzige Vorwurf war, daß sie aus diesen Prinzessinnen gar zu fromme Fürstinnen gemacht, die sich allzusehr von den Freuden dieser Welt zurückgezogen.

Dieser Lichtseite steht auch eine Schattenseite des Ordens gegenüber, die wir hier nur berühren und später erst auseinandersetzen. Es zeigte an sich der Orden starke Begeisterung und Besonnenheit, aber was schon Borgia mißbilligen mußte, trat bei mehreren Gliedern hervor. Das Bewußtsein einer großen religiösen Anstrengung, einer geistigen Ueberlegenheit, einer Auszeichnung in den Wissenschaften nährte einen großen Uebermuth, und nicht ohne Verachtung schauten sie auf die übrigen Stände. Dann trat bald eine einseitige Verstandesbildung hervor

und artete dann und wann in eine bloße Schlauheit und Pfiffigkeit aus. In kirchlicher Beziehung, wo es ihre Aufgabe war, den so hart angegriffenen Papst zu schützen, arteten sie dahin aus, daß sie das Aeußere zu viel hervorhoben und das Innere weniger achteten. In theologischer Hinsicht war der Verstand so vorherrschend, daß die Jesuiten die Vorgänger des heutigen Rationalismus geworden sind. Wer konnte die mächtigsten Geister ganz[1]) — zusammenhalten? Unter den Jesuiten war ein Pater Hardouin im Anfang des 18. Jahrhunderts aufgestanden, ein großer Kritiker und hochverdient, aber Derjenige, der eine große Frivolität in die Kritik brachte[2]).

### C. Ordensconstitution der Jesuiten.[3])

Die Regeln des Ordens, Institutum genannt, wurden von Ignatius selbst verfertigt, natürlich nicht so, wie Manche sagen, daß er rein aus sich selbst geschöpft habe. Seine Ordensconstitution besteht aus vier Theilen, nämlich 1. Examen, Aufnahme und Eigenschaften der Novizen, 2. Constitution, disciplinäre Lebensregeln, 3. Regulae, Verwaltung der Aemter, und 4. Declarationes, nachträgliche Erklärungen des in den drei ersten Theilen Enthaltenen. Der Studienplan kam erst unter dem Ordensgeneral Aquaviva hinzu; der Vierte war Mercurian und Aquaviva der Fünfte.

---

[1]) Das hier folgende Wort ist unleserlich.

[2]) Die paradoxen Behauptungen Hardouins wurden vielfach nicht ernst genommen und von den eigenen Ordensmitgliedern desavouirt. S. Mémoires de Trévoux 1709.

[3]) Vgl. Gams, Kirch.-Gesch. III. 227.

Examen oder Noviziat. Es war[2]) vorgeschrieben, gar keinen Jüngling oder Mann, der unfähig oder mittelmäßig sei, aufzunehmen; er mußte ganz gesund und sittlich tadellos sein. Eine strenge Prüfung ging daher voraus. Das Noviziat selbst sollte zwei Jahre dauern. Die ersten vier Wochen waren geistigen Uebungen gewidmet, und dann legte der Novize eine allgemeine oder Generalbeicht ab. Die übrige Zeit war den Studien gewidmet, so dem katechetischen Unterricht, damit die Kunst des Unterrichts sich schon recht frühe bei den Jesuiten ausbilde. Hierauf erhält der Novize ein Ordenskleid: einen schwarzen Talar; doch war auch dieses Kleid nicht schlechthin nothwendig, sondern nur kirchlich üblich. Wenn die Noviziatszeit vorüber war, fingen erst die langen Studien an, je nach den Vorkenntnissen. Die gründlichsten philologischen Studien gingen allem andern voran, dann kamen die philosophischen und dann die theologischen. In der Theologie ging die Scholastik oder Dialektik voran. Damit bei den langdauernden und strengen Studien das Gemüth nicht zu Nachtheil komme, waren geistliche Uebungen angeordnet, auch communicirten die Schüler alle acht Tage. Am Ende jedes Jahres war eine Retraite, wo jeder sich in die Einsamkeit zurückzog und sein Verhältniß zu Gott untersuchte. Man kann sich nur dadurch erklären, wie die Jesuiten so Großes leisten konnten. Die Jesuiten besaßen eine ganz eigene Kunst zu unterrichten, voll liebevollen Ernstes. Daher auch die merkwürdige Anhänglichkeit der Zöglinge, selbst wenn sie weltliche Beamte werden. War der philosophische und theologische Curs vollendet, so wurde ein

---

[1]) Eigenthümlich ist der fast durchgängige Gebrauch der vergangenen Zeit.

volles Jahr praktischen Uebungen gewidmet, sowohl in Bezug auf die Religiosität des Einzelnen, wie des christlichen Volkes: katechetische Uebungen, Besuch in den Spitälern und Gebet. Nun war die Bildungszeit vorüber. Während derselben hatte man genügende Kenntnisse von den Talenten und Wünschen des Einzelnen erhalten, um ihn darnach zu verwenden. Das war auch einer der großen Vorzüge des Jesuitenordens, daß jeder genau gekannt war und ihm darnach sein Wirkungskreis angewiesen wurde. Auf der anderen Seite hatte das Bewußtsein, eine zusagende Stelle zu erhalten, die Folge, mit großer Anstrengung sein Talent ausbilden zu lassen.

Grade oder Klassen der Jesuiten: Professen — geistliche Gehilfen, coadjutores spirituales — scholastici approbati — coadjutores temporales. — Die zeitlichen Gehilfen waren das dienende Personal des Ordens. Unter den „geprüften" Schülern versteht man sowohl Lehrende als Lernende, alle Diejenigen, die nach dem Noviziat die drei gewöhnlichen Gelübde abgelegt. Sie konnten aber von ihren Gelübden sehr leicht dispensirt werden. Fand sich nämlich, daß sie in den Orden nicht taugten, so konnten sie wieder entlassen werden. Sie konnten noch über ihr Privatvermögen verfügen. Die coadjutores spirituales waren auch Lehrer an den niederen Schulen, sonst aber der Seelsorge geweiht. Die Professen waren die eigentlichen Herren des Ordens; sie legten ein viertes Gelübde ab, daher Jesuitae quarti voti, und verpflichteten sich, in die entferntesten Gegenden als Missionäre zu gehen, mochte es so gefährlich sein, als es wollte. Diese Professen waren nur wenige, und aus ihrer Zahl wurden der Ordensgeneral, die Vorsteher der Collegien, Professoren und Missionäre gewählt. Dieser

vierte Grad enthält Männer, denen der Orden ein ganz besonderes Vertrauen schenken konnte.

Die Niederlassungen der Jesuiten sind: 1. Profeßhäuser; in diesen wohnen die Professen, und sie durften gar Nichts besitzen; 2. Collegien, eigentliche Bildungsanstalten; hier werden die philosophischen und theologischen Studien betrieben. Die Vorsteher heißen Rectores. 3. Residenzen, abhängig von den Collegien, gewöhnlich geht die Zahl nicht über 13, dienen gleichfalls der Wissenschaft; 4. Missionshäuser für Seelsorger; der Vorsteher heißt Superior.

An der Spitze des Ganzen steht der praepositus generalis, im Unterschied zum praepositus provincialis. Man sagt gewöhnlich, der Ordensgeneral habe unumschränkte Vollmacht, was nicht richtig ist, denn er darf von den Regeln nicht abgehen und ist selbst sehr eingeschränkt. Uebrigens hat er das Recht, die Vorsteher der anderen Anstalten frei zu wählen, um den mannigfaltigen Perturbationen des Wahlgeschäfts vorzubeugen. Dem General werden von allen Vorstehern Berichte eingesandt. Alle drei Jahre ist eine Provinzialversammlung, die gleichfalls an den Ordensgeneral berichtet; dieser selbst wird durch die Generalversammlung gewählt. Ihm wurden fünf, später sechs Assistenten beigegeben: Italien, Spanien, Portugal, Deutschland und später Polen stellten je einen Assistenten. Diese hatten zugleich die Pflicht, den Ordensgeneral zu beobachten und wenn er sich eines schweren Vergehens schuldig machte, hatten sie das Recht, an die Provinzialen zu berichten und auf seine Absetzung anzutragen; ja in dringenden Fällen konnten sie selbst die Absetzung verfügen. Auf der Generalversammlung werden auch die Assistenten gewählt. Endlich hat der General

einen Admonitor zur Seite, der ihn auf alle Blößen in seinem Privatleben aufmerksam machen soll, wie ein Gewissensrath. Die Zahl der Jesuiten stieg in ihrer höchsten Blüthe nicht über 22,000.

Noch erübrigt, von den Schicksalen des Ordens in der ersten Zeit zu sprechen. In Frankreich war man ihnen am wenigsten günstig und nur nach vielen Bemühungen gelang es ihnen, festen Fuß zu fassen, mußten aber öfter wieder das Land räumen. Hauptgrund der Abneigung war, weil ein Spanier der Ordensstifter war, und Spanien und Frankreich sich sehr verfeindet hatten. Dazu kam noch die Eifersucht der theologischen Facultät zu Paris, die früher ebenso gegen die Dominikaner und Franziskaner war. Man findet daher die lächerlichsten Beschuldigungen gegen sie; schon wegen des Namens, daß sie sich Jesuiten nennen; dann seien sie weder Mönche noch Weltgeistliche, was doch gerade ihr Vorzug war. Heinrich II. nahm sie 1550 unter gewissen Beschränkungen auf, wovon die Versammlung zu Poissy im Jahre 1562 manche aufhob. Sie durften sich aber nicht Jesuiten nennen, sondern Väter des Collegs von Clermont. Im Jahre 1564 wurde ihnen gestattet, öffentliche Vorlesungen über Philosophie und Theologie zu halten. Sie schickten Männer, wie den Exegeten Maldonat, wodurch die anderen Lehrer in Schatten gestellt wurden; dazu kam noch, daß die Jesuiten kein Honorar nehmen durften. Das vermehrte den Neid, und man ahnte, was drohen werde. Der Sturm kam während der Zeit der Ligue. Die Jesuiten standen auf Seite der Ligue oder Guisen. Dazu kam noch ein unglücklicher Zwischenfall, der Mordanschlag nämlich auf Heinrich III. durch Jaques Clement, der den Jesuiten zugeschrieben wurde, weil Clement bei ihnen gewohnt haben sollte. Die Lüge

stellte sich zwar bald heraus. Aehnlich ging es, als Ravaillac Heinrich IV. ermordete. Ravaillac war kein Jesuit, aber man brachte ihn mit dem Orden folgendermaßen in Verbindung: In Spanien hatte der berühmte Jesuit Mariana ein Werk herausgegeben: de rege et regis institutione[1]), das in vieler Beziehung werthvoll ist, aber auch Verwerfliches enthält, so z. B., daß es erlaubt sei, einen Tyrannen zu ermorden. Ravaillac wurde nun inquirirt, ob er diese Schrift gelesen und dadurch zu seiner That gekommen sei. Er hatte sie aber nicht gelesen, weil er nicht lateinisch verstand. Allein die Universität nahm doch einen inneren Zusammenhang an und ließ das Buch öffentlich verbrennen. Die Jesuiten aber wurden aus Paris vertrieben, durften jedoch später wieder zurückkehren. Andere Städte nahmen diesen Beschluß nicht an. In anderen Ländern wurden die Jesuiten aufgenommen und wieder vertrieben, je nach dem Steigen oder Fallen des Protestantismus. So wurden sie 1618 aus Böhmen vertrieben, bei Beginn des 30jährigen Krieges. In Ungarn und Siebenbürgen wurden sie gleichfalls vertrieben, später aber wieder aufgenommen."

### D. Aufhebung des Ordens.

Im weiteren Verlauf seiner Kirchengeschichte handelt Möhler nirgends mehr so speciell von den Jesuiten, sondern nur noch im Zusammenhang der übrigen Ereignisse. Am ausführlichsten bespricht er ihre Thätigkeit und großen Erfolge in der Geschichte der Missionen, wo auch ihres Accomodationssystems, in Indien und China, sowie ihrer Reduktionen in Paraguay rühmend Erwähnung geschieht.

---

[1]) Gedruckt Toledo 1598.

Wieder kommt er auf die Jesuiten zu sprechen in der Geschichte der theologischen Wissenschaft und der theologischen Streitigkeiten, namentlich jener über die päpstliche Gewalt und über das Verhältniß von Gnade und Freiheit. In ersterer Hinsicht bezeichnet er die Jesuiten als die hauptsächlichsten und entschiedensten Verfechter der päpstlichen Rechte; rücksichtlich der letzteren bemerkt er: „je entschiedener die Reformatoren die Freiheit des Menschen leugneten, desto mehr wurde sie von manchem Katholiken hervorgehoben; besonders waren manche Jesuiten, im heftigen Kampfe mit dem Protestantismus, nicht selten auf's entgegengesetzte Extrem gekommen." Dieß veranlaßte „nicht wenige katholische Theologen, die Nothwendigkeit der Gnade wieder hervorzuheben." So entstanden die bajanischen und jansenistischen Streitigkeiten. Am Schlusse der Darstellung derselben bemerkt Möhler: „Eine traurige Folge war auch dieß, daß ein neuer großer Haß gegen die Jesuiten sich entflammte, die besonders gegen die Jansenisten thätig gewesen, und gegen die Kirche selbst, besonders auch gegen das Papstthum. Manche Jansenisten vereinigten sich mit den Gegnern aller Religion, den Naturalisten, und dieß hatte traurige Folgen."

Die Aufhebung des Jesuitenordens bespricht Möhler in der Darstellung der allgemeinen religiösen Zeitrichtung, der sog. Aufklärungsperiode. Diese Zeitrichtung, sagt er, ging vor Allem auf „Verdrängung des Mönchthums, das von Mitte des 18. Jahrhunderts an vielfach angefeindet wurde, namentlich von Frankreich aus. Es erschienen Werke, worin die Mönche verspottet wurden. Wie könnte auch vom Materialismus das Mönchthum als das Supranaturale begriffen werden? „Zuerst erlagen die Jesuiten. Sie wurden zuerst in Portugal 1759 durch

Marquis von Pombal aufgehoben. Sie wurden auf eine ganz verruchte Weise behandelt, man sah sie nicht mehr als Menschen an. Am kränkendsten war für sie, daß sie diese Verfolgung wegen ihrer Mission in Paraguay erlitten. Hierauf wurden sie in Frankreich aufgehoben, wo sich die Rationalisten mit den Jansenisten vereinigt hatten; sodann in Spanien und Neapel. Ueberhaupt waren die bourbonischen Höfe die Hauptgegner, die schließlich auch den Papst Clemens XIV., genannt Ganganelli, bestimmten, daß der Orden 1773 auch kirchlich aufgehoben wurde. Nun erlitt er in Deutschland, Polen und Dänemark dasselbe Schicksal.

Der Orden der Jesuiten war allerdings nicht mehr das, was er Anfangs gewesen, paßte nicht mehr in die neuere Zeit und konnte für die katholische Kirche nicht mehr so wohlthätig sein. Er hatte seine geschichtliche Periode zurückgelegt, und man konnte ihn entbehren; aber die Art und Weise, wie er aufgehoben wurde, konnte man doch nicht billigen. Die Jesuiten erlitten das gemeinsame Loos aller großen Wohlthäter der Menschheit. — Was stand jetzt wohl den übrigen Mönchen bevor? In Deutschland, und zwar zunächst in Oesterreich, begann nun auch Kaiser Josef II. seine Reformen."

---

II.

# Möhlers literarische Thätigkeit.

## A. Einzelne Werke.

1. Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte. Tübingen, Laupp 1825. 2. Aufl. 1843.

2. Athanasius der Große und die Kirche seiner Zeit, besonders im Kampfe mit dem Arianismus, 2 Theile. Mainz, Kupferberg 1827. 2. Aufl. 1844.

3. Symbolik, oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften. Mainz, Kupferberg 1832. (Die 5. Aufl. (erschienen Juni 1838) war im Druck, als der Verfasser starb.)

4. Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Prof. Dr. Baur in Tübingen. Mainz 1834. 2. Aufl. 1835.

5. Patrologie [1]), oder christliche Literärgeschichte. Aus den hinterlassenen Handschriften mit Ergänzungen herausgegeb. von Dr. F. X. Reithmayr. I. Bd. Die ersten drei Jahrhunderte. Regensburg, Manz, 1840. Auch ins Italienische und Französische übersetzt. (Wie auch die Symbolik.)

6. Bei den aus hinterlassenen Papieren herausgegebenen Werken: Kirchengeschichte, 3 Bde., herausgegeb. v. P. Gams. Regensbg. 1867 f.; und Kommentar über den Römerbrief, herausgegeb. von Reithmayr, Regensburg 1845, lassen sich Zuthaten und Aenderungen der Herausgeber nicht mehr controlliren [2]).

## B. Aufsätze und Abhandlungen.

1. Hieronymus und Augustinus im Streit über Gal. II. 14. Tüb. Q.-Schr. 1824. S. 195—219. Ges. Schr. I. S. 1—18.

2. Karl der Große und seine Bischöfe. Die Synode von Mainz i. J. 813. Tüb. Q.-Schr. 1824. S. 367—427.

3. Ueber den Brief an Diognetos. Tüb. Q.-Schr. 1825. S. 444—461. Ges. Schr. I. S. 19—31.

4. Etwas über Missionen, namentlich der katholischen Kirche. Tüb. Q.-Schr. 1825. S. 611—645 [3]).

5. Ein Wort in Sache des philosophischen Collegiums zu Löwen. Tüb. Q.-Schr. 1826. S. 77—110.

---

[1]) S. auch Friedrich S. 62.

[2]) S. auch Friedrich S. 63.

[3]) Im Vorwort zu Möhlers Ges. Schriften u. Aufs., Regensburg 1839, sagt Döllinger, daß er ein paar Artikel aus den Jahren 1824 und 1825 absichtlich übergangen habe als „minder bedeutend" und „einer früheren, unreifen Geistesrichtung angehörend". Diese Artikel glaube ich in den oben angeführten Nr. 2 u. 4 erkennen zu dürfen.

6. Einige Gedanken über die Verminderung der Priester. Tüb. Q.-Schr. 1826. S. 414—451.

7. Anselm, Erzbischof von Canterbury. Die Scholastik des Anselmus. Tüb. Q.-Sch. 1827. S. 435 ff. und 585 ff. 1828 S. 62 ff. Ges. Schr. I. 32—176.

8. Kurze Betrachtungen über das historische Verhältniß der Universitäten zum Staate. Tübingen 1829. Ges. Schr. I. 268—282.

9. Ueber die Quäker und ihr Verhältniß zur Kirche, Katholik 1829. S. 1 ff., 129 ff., 257 ff.

10 Beleuchtung der Denkschrift für die Aufhebung des den kathol. Geistlichen vorgeschriebenen Cölibates (s. oben S. 21). Katholik 1830. S. 1 ff. Ges. Schr. I. S. 177—267.

11. Fragmente aus und über Pseudo-Isidor. Tüb. Q.-Schr. 1829, S. 477—520 u. 1832 S. 3—52. Ges. Schr. I. 283—347.

12. Ueber das Verhältniß des Islam zum Evangelium. Tüb. Q.-Schr. 1830. S. 3 ff. Ges. Schr. I. 348—402.

13. Die letzten Reisen und Schicksale des Apostels Petrus und Paulus nach Clemens von Rom und Dionysius von Korinth. Tüb. Q.-Schr. 1830. S. 621—648 [1]).

14. Ueber die Lehre Swedenborgs. Tüb. Q.-Schr. 1830. S. 648—697.

15. Versuch über den Ursprung des Gnosticismus. Tübingen 1831. Ges. Schr. I. 403—435.

16. Betrachtung über den Zustand der Kirche im 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. Tüb. Q.-Schr. 1831. S. 589 ff. Ges. Schr. II. 1—33.

17. Ueber Justin Apologie I. 6. gegen die Auslegung dieser Stelle von Neander. Tüb. Q.-Schr. 1833. S. 49—60.

18 Bruchstücke aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei durch das Christenthum in den ersten 15 Jahrhunderten. Tüb. Q.-Schr. 1834 S. 61—136 u 567—613. Ges. Schr. II. 54—140.

19. Sendschreiben an Herrn Bautain, Professor der philosophischen Facultät in Straßburg Tüb. Q.-Schr. 1835 S 421—453. Ges. Schr. II. 141—164.

20. Geschichte des Mönchthums aus der Zeit seiner Entstehung und ersten Ausbildung. (1836—37.) Ges. Schr. II. 165—225.

---

[1]) Dieser Aufsatz wird nirgends als Möhlers Werk aufgeführt, verräth aber nach Inhalt u. Form unverkennbar Möhlers Geist.

21. Ueber die neueste Bekämpfung der kath. Kirche Münch. Polit. Zeitung 1838. 29. u. 30. Jan.; 15. u. 17. Febr. Ges. Schr. II 226—243.

22 Einleitung in die Kirchengeschichte. Histor.-pol. Blätter Bd. IV. (1839). Ges. Schr. II. 261—290.

## C. Besprechungen in der Tübinger Theologischen Quartalschrift.

1823. Walter, Dr. Ferd. Lehrbuch des Kirchenrechts mit Berücksichtigung der neuesten Verhältnisse. S. 263—299.

Rätze, J. G. Das Suchen nach Wahrheit, oder Vergleichung der katholischen und protestantischen Kirche mit der apostolischen der ersten Jahrhunderte. Leipzig 1823. S. 450—484.

Katerkamp, Theod. Des ersten Zeitalters der Kirchengeschichte erste Abtheilung. Die Zeit der Verfolgungen. Münster 1823. S. 484—532

1824. Brendel, S. Handbuch des kathol. und protest. Kirchenrechts. Bamberg, 1823. S. 84—113.

Neander, der hl. Chrysostomus und die Kirche seiner Zeit Berlin, 1821. S. 262—280.

Droste-Hülshoff. De iuris austriaci et communis canonici circa matrimonii impedimenta discrimine, dissertatio. Bonna 1822. Daniel, Vergleichung des gemeinen Kirchenrechts mit dem preuß. allg. Landrecht in Ansehung der Ehehindernisse. Berlin 1823 } S. 280—285.

Theremin, Frz. Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin 1823. Schmitt, Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche. Wien 1824. } S. 622—656.

1825. Locherer, Kirchengeschichte. 1. u. 2 Theil. Ravensburg 1824 u. 1825. S. 99—108 u. 665—692.

Pacificus Sincerus. Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten. Götting. 1824. S. 244 - 261.

1825. Marheineke, Prüfung der Schrift: Ueber das liturgische Recht des evangel. Landesfürsten. Berlin 1825.
Ideen zur Beurtheilung der Einführung der preuß. Hofkirchenagende. Leipzig 1824.
Schaaf, Ludw. Die Kirchenagenden-Sache in dem preuß. Staat. Leipzig 1824.
Nitzsch, C. Iman. Theologisches Votum für die neue Hofkirchenagende. Bonn 1824.
Ammon, Christoph. Einführung der Berliner Hofkirchenagende. Dresden 1825.
} S. 261—302.

Theiner, Ant. Variae Doctorum catholicorum opiniones de iure statuendi impedimenta matrimonii dirimentia. Vratislav. 1825. S. 462—486.

Katerkamp. Kirchengeschichte. Erstes Zeitalter 2. Abth. Münster 1823. S. 486—500.

Neander. Antignostikus, Geist des Tertullian. Berlin 1825. S. 646—664.

1826. Winer, Bened. Comparative Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien. Leipzig 1824. S. 111—138.

Ullmann, C. Gregorius von Nazianz, der Theologe. Darmstadt 1825. S. 324—331.

Locherer. Kirchengesch. 3. Theil. S. 726—727.

1827. Krug. Das Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums. Leipzig 1826. S. 73—91.

Hortig. Kirchengeschichte. I. Bd. Landshut 1826. S. 91—104.

Sprenke, G. M. Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof 2c. Würzburg 1826. S. 330—338.

Gengler, A. Ueber das Verhältniß der Theologie zur Philosophie. Landshut 1826. S. 498—522.

Theiner, Ant. De pseudo-isidoriana canonum collectione. Vratislaviae 1827. S. 534—547.

1828. Windischmann, C. Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. I. Thl. Bonn 1827. S 131—134.

Locherer. Kirchengeschichte. 4. Thl. Ravensburg 1827. S. 328—337.

1828. Milner. Joh. Ziel und Ende religiöser Controversen. Frankfurt a. M. 1828.
Challoner, Rich. Der verkannte und der wahre Katholik. Bonn 1807.
Windenfeld, K. Wilh. Die Bilderanbetung und Heiligen-Verehrung der römisch-kathol. Kirche. Elberfeld 1827.
} S. 337—352.

Goldwitzer, F. Menzel. Bibliographie der Kirchenväter vom 1.—13. Jahrhundert. Landshut 1828.
Busse, Joh. Jos. Grundriß der christl. Literatur. I. Thl. Münster 1828.
} S. 719—731.

1829. Hortig-Döllinger. Kirchengeschichte. Landshut 1828. S. 97—118.

Katerkamp, Theod. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Gallitzin. Münster 1828. S. 308-324.

Strahl, Phil. Beiträge zur russ. Kirchengeschichte. Halle 1827. S. 325—328.

Walter. Kirchenrecht. 4. Aufl. Bonn 1829. S. 566—572.

1830.[1] Henne, A. Ansichten eines Obscuranten über Katholicismus und Protestantismus. St. Gallen 1829.
Joh. Milners Briefe an einen Pfründner. Frankfurt a. M. 1829.
Räß und Weis. Denkwürdigkeiten aus der Kirchengesch. von Frankreich i. 17. Jahrh. Frkf. a. M. 1829.
Rubichon. De l'action du clergé dans les sociétés modernes. Louvain 1829.
} S. 118—151.

Lorentz, Friedr. Alcuins Leben. Halle 1829. S. 285—312.

Tissot. Parallèle du christianisme et du rationalisme. Paris 1829. S. 333—347.

Kastner. Die kathol. Kirche Deutschlands in ihrer projektirten und möglichen Verbesserung. Sulzbach 1829.
}

[1]) Gams S. 309 sagt, die Mitarbeiter dieses Jahrg. seien nicht bekannt; allein S. 124 dieses Jahrganges verräth sich Möhler selbst als Verfasser (vgl. 1828 S. 337) der Besprechung dieser 4 Werke; ebenso S. 286 des Werkes von Lorentz. Dasselbe gilt bei den Werken von Kastner u. Kopp S. 560.

1830. Kopp. Die kathol. Kirche i. 19. Jahrh. ꝛc. Mainz 1830. } S. 525—569.
Brenner. Lichtblicke von Protestanten. Lemberg 1830. S. 599—602.

1831. Ritter, Ign. Kirchengesch. Bonn 1826—30.
Rudhart. Thomas Morus. Nürnberg 1829.
Reichlin-Meldegg. Gesch. d. Christenthums. Freiburg 1830.
Fritz, Pet. Ketzer-Lexicon. Würzbg. 1828—29. } S. 77—156.
Tholuck, Aug. Auslegung des Briefes Pauli an die Römer. 3. Aufl. Berlin 1831.
Katerkamp. Kirchengeschichte. 4 Abth. Münster 1830.
Krabbe. Leben Bernard Overbergs. Münster 1831. } S. 496—551.

1832. Doctrine de Saint-Simon. Paris 1831.
Religion Saint-Simonienne. Paris 1831.
Doctrine Saint-Simonienne. Paris 1831.
Religion Saint-Simonienne. Paris 1831.
Tableau Synoptique de la Doctrine de Saint-Simon. } S. 305—332. Ges. Schr. II. S. 34 ff.
Pacca. Historische Denkwürdigkeiten über Pius VII. Augsburg 1831. S. 395—404.

1833. Eustathii Metropolitae Thessalonicensis opuscula ed. Tafel. Francof. 1832.
Annae Comnenae supplementa ed. Tafel. Tubingae 1832. } S. 147—173.

1834. Bautain. De l'enseignement de la Philosophie en France au 19. siècle. Strassb. 1833. S. 137—152.
Staudenmaier, Ant. Johannes Scotus Erigena und die Wissenschaft seiner Zeit. Frankf. a. M. 1834. S. 470—485.
Johann Taulers Nachfolgung des armen Lebens Christi. Frankf. a. M. 1833. S. 551—557.

### D. Briefe von Möhler

sind veröffentlicht worden:

Ges. Schriften II. S. 244—260.

Görres, Briefe III. 291. Wörner-Gams S. 60 ff. Kihn (Festrede) S. 30. f. Friedrich S. 17 ff.

Nationale Verlags-Anstalt, Buch- und Kunstdruckerei, Act.-Ges., München.

Knöpfler, Alois,

Johann Adam Möhler ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag

München 1896